

Princeton University Library



32101 068974672



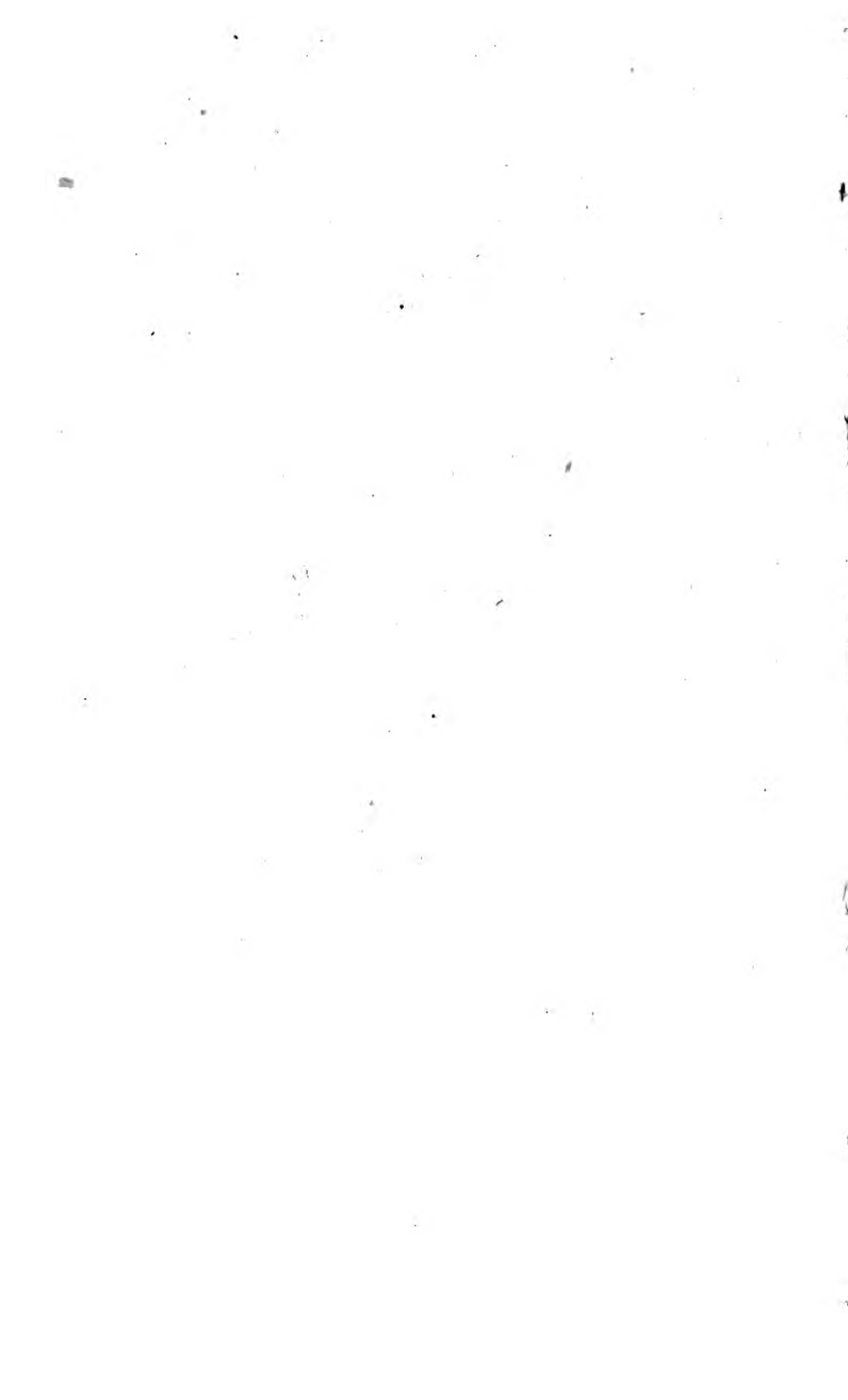
Library of

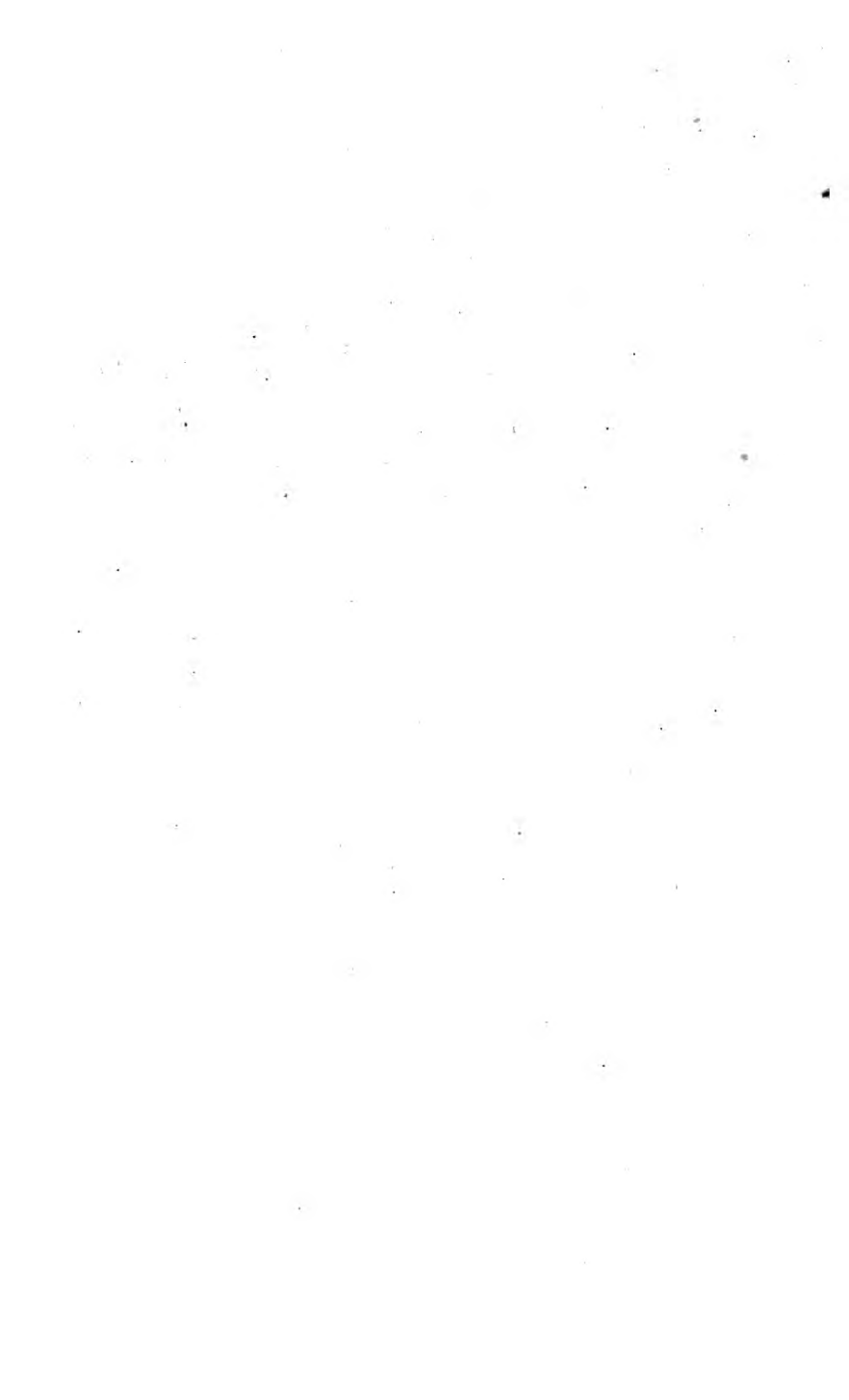


Princeton University.

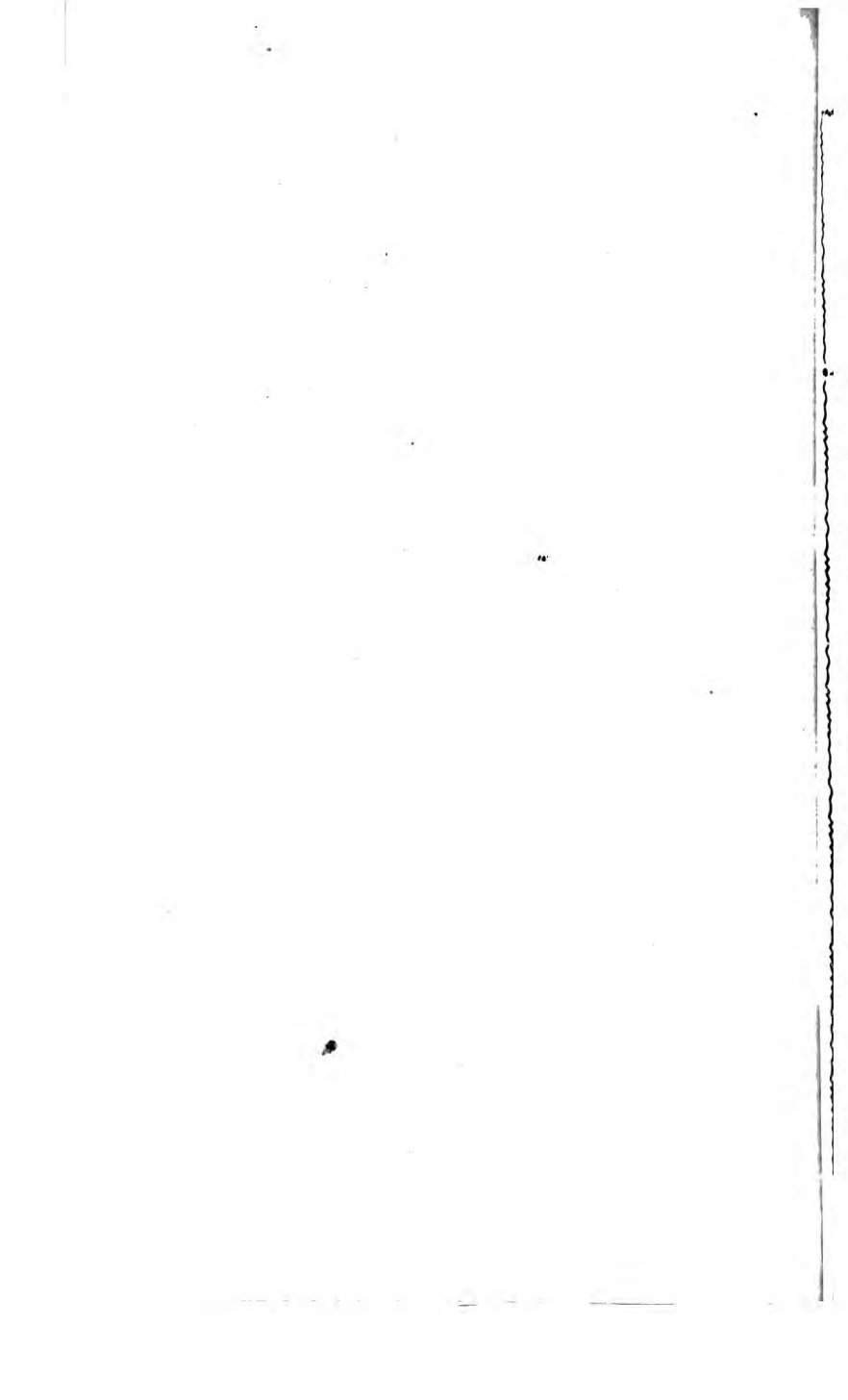
Presented by

Mr. G. M. Priest.









* Engelhorns *
Allgemeine Roman-Bibliothek.

Eine Auswahl der besten modernen Romane
aller Völker.

20. Jahrgang.

•

Band 4.

Gefei.

(Hors d'atteinte.)

Roman von

^{OTA}
D. Mélégar.

Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen
von G. Hagen.

Stuttgart 1903.

Verlag von J. Engelhorn.

Alle Rechte vorbehalten.

UNION
DEUTSCHE
VERLAGSGESELLSCHAFT

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Erster Teil.

Erstes Kapitel.

Die Balsorano und die Laskewicz hatten mehrfach ineinander geheiratet. Als sich in Rom das Gerücht verbreitete, Don Koffredo Balsorano gehe nach Galizien, war es daher den Freunden des Hauses, den Klubgefährten und dem ganzen Anhange der Familie ohne weiteres klar, daß eine Heirat im Werke sei. Das überraschte niemand; nur einige Fernstehende bekundeten naives Erstaunen.

„Don Koffredo und heiraten? Ja, bestand sein Verhältnis mit Donna Maria Anguillara denn nicht mehr fort?“

Die meisten zuckten statt aller Antwort lächelnd die Achseln. Wollten sie damit sagen, daß ein Verhältnis leicht gelöst sei, oder meinten sie, man könne das eine tun und das andre nicht lassen? Einige gaben Erklärungen. Es sei von jeher bestimmt gewesen, daß der jüngere Balsorano seine Cousine Liseli Laskewicz heiraten solle. Ihr Vater sei Witwer und reich begütert, sie aber sei das einzige Kind und wohl wert, daß man ihr eine Geliebte opfere. Der gesamte, übrigens ziemlich magere Besitz der Balsorano sei auf den Majoratserben, Koffredos älteren Bruder, übergegangen. Wie sollte die Zukunft

207
3269
55
347
37

OCT 13 1904

184925

(RECAP)

des zweiten gesichert werden? Ehedem hätte man ihn dem Dienste der Kirche geweiht oder ihm eine Pfründe am päpstlichen Hofe verschafft, und ihn ein dauerhaftes, standesgemäßes Verhältnis anknüpfen lassen, wie es sein Onkel, Don Beppino Balsorano, getan, der seit vierzig Jahren Hausfreund bei den Oriolos war. Die Duchessa und er waren zusammen alt geworden, und er fand an ihrer Seite eine Art von Familienleben, ja, die offenkundigen Beziehungen beider hatten sich nach dem Tode des Duca noch befestigt, ohne daß ihnen je der Wunsch gekommen wäre, sie gesetzlich zu regeln. Sie wollte Duchessa bleiben, er mochte die Abende in ihrem gastlichen Salon nicht missen. Kurz, eine Heirat wäre beiden unbequem gewesen.

Aber die Zeit dieser zwanglosen Verbindungen ist vorüber. Heutzutage verfahren in Rom die vorsorglichen Eltern auf andre Weise. Contessa Balsorano Mutter war eine Frau von starkem Geist und praktischem Sinn, die ihren beiden Söhnen an Verstand überlegen war und sie in strenger Zucht hielt. Roffredo, der jüngere, war ihr Liebling. Sie war nachsichtiger gegen ihn als gegen seinen Bruder, ließ ihm aber dafür weniger Freiheit. Eigenmächtig hatte sie über seine Zukunft verfügt, ohne daß ihr je der Gedanke gekommen wäre, er könne ihr einen Strich durch die Rechnung machen. Bis zu Liselis neunzehntem Geburtstag durfte er lieben, wen er wollte. Jetzt aber war die Frist abgelaufen, und es hieß zahlen, als Mann von Wort, als italienischer Edelmann, der seinen Vorteil wahrzunehmen weiß und selbst die Liebe sachlich behandelt.

Nur einmal waren die Beziehungen zwischen Mutter und Sohn durch eine ernstliche Meinungsverschiedenheit

getrübt worden. Roffredo hatte eines Tages — es war im Anfange seines Verhältnisses mit Donna Maria Anguillara — seiner Mutter anzufinnen gewagt, sie möge auf die galizische Heirat verzichten. Donna Elelia hatte ihre Hestigkeit beherrscht und den Verwegenen nicht auf der Stelle niedergeschmettert, wie es sie verlangte. Sie ahnte ernste Gefahr und fühlte, daß hier Besonnenheit not tat. Kein Zweifel: Roffredo wollte Donna Maria heiraten. Sie hätte auf ihrer Hut sein sollen. Ja, diese Witwen! Und die vertrauensseligen Eltern halten sie für ungefährlich! Contessa Balsorano schalt sich eine Närrin. Sie verbrachte eine schlaflose Nacht und begab sich dann zu ihrer Nichte Anguillara.

Beide Frauen waren geborene Riardos und hatten die grünen Augen der Familie — langgeschnittene Augen mit so dichten Wimpern, daß sie schwarz erschienen, wenn das Licht nicht gerade hineinsiel. Was die beiden miteinander sprachen, hat man nie erfahren. Tatsache ist, daß Roffredo nicht mehr von Lösung seiner Verlobung rebete, und daß die Contessa nach wie vor in regelmäßigem Briefwechsel mit dem Grafen Laskewicz stand. Vielleicht hätte man in Donna Maria Anguillaras Wesen gegen ihren Geliebten eine neue Schattierung wahrnehmen können, ihre Beziehungen aber blieben unverändert: sie hatten zwei Jahre vor sich, und wenn man jung ist, scheint das eine lange Zeit.

Mittlerweile ließ Donna Elelia das zweite Stockwerk des Palastes für ihre künftige Schwiegertochter einrichten, ohne ihren Sohn mit irgendwelchen Einzelheiten zu behelligen. Höchstens fragte sie ihn hin und wieder um seine Meinung über die Farbe einer Tapete.

Nun waren die zwei Jahre um; die Zeit der Bewirklichung war gekommen, und wieder standen Mutter und Sohn einander gegenüber.

Contessa Balsorano entwickelte ihren Plan. Ende Februar wollte sie mit Roffredo nach Galizien reisen; die Hochzeit sollte Anfang April stattfinden. Eine Woche vorher sollten der Majoratsherr und Don Peppino nachkommen. Die Neuvermählten sollten eine kurze Hochzeitsreise machen, sich Wien ansehen und über Venedig heimkehren. Vor Anfang Mai mußten sie zurück sein, damit Eifeli vorgestellt werden konnte; denn sobald der Frühling zu Ende geht, zerstreut sich die römische Gesellschaft in alle vier Winde.

Schweigend hörte Roffredo die Auseinandersetzungen seiner Mutter an, in denen alles bis aufs kleinste vorbedacht war. Seine schlaffe, willenlose Natur liebte gebahnte Wege. Und muß man sich einmal begraben lassen, so ist es gut, wenn man sich wenigstens nicht selbst mit der Anordnung der Leichenfeier zu plagen braucht. Er erhob keinen Einwand, nickte zustimmend und ließ sogar ein: „Ganz recht!“ vernehmen. Aber seine Stimme klang so verändert, daß der Contessa bange wurde. Sie warf ihm einen besorgten Seitenblick zu, und ihr Gesicht erhellte sich wieder. Er war seines Vaters Ebenbild, und Conte Balsorano hatte sein Leben lang seiner Frau gehorcht und sich stets wohl dabei befunden. Roffredo würde es ebenso ergehen.

Sie sah nicht den Ausbruch ohnmächtigen Schmerzes, der die Züge des jungen Mannes verzerrte, als er allein war. Er war für keinen Beruf erzogen und nicht im Stande, sich selbst einen zu schaffen. Alle Kräfte seines

Besens gipfelten in seiner Leidenschaft für Donna Maria, die er seit seiner Kinderzeit liebte. Als er noch ein Knabe war, wich alles Blut aus seinem Gesichte, wenn die Hand des zwei oder drei Jahre älteren Mädchens die seine berührte oder wenn ihr Kleid ihn streifte. Sie erfüllte sein ganzes Sein. Wie sollte er den Mut finden, ihr zu sagen, daß er nächsten Monat . . .? Sie hatten nie von der drohenden Zukunft gesprochen, und er hatte diese fast vergessen, weil er sich zwang, nicht daran zu denken. Die unbestimmte Angst war leichter zu ertragen als Klarheit.

Nächsten Monat? Er schauderte. Nein, er konnte nicht. Liseli? Er entsann sich ihrer als Kind: ein blaßes, blondes, schwächtiges Geschöpfchen, das ihn Spofino nannte. Es war fast zehn Jahre her, seit sie das letzte Mal in Rom gewesen war, aber er war überzeugt, daß sie sich gleich geblieben sei. Übrigens, was kümmerte es ihn?

Don Roffredos Wohnung nahm den linken Flügel des Palazzo Balsorano ein. Die Damastmöbel waren zerklüftet, aber an den Wänden hingen Gemälde von Meisterhand, Ahnenbilder, wertvolle Kleinmalereien. In diesen oft bis zur Grausamkeit harten Gesichtern voll eiserner Willenskraft las man die ganze Geschichte des kriegerischen Geschlechts, dessen Taten mit blutigem Griffel in den Annalen des Kirchenstaates verzeichnet sind. Aber ebenso wie die Panzerhemden Samtröcken Platz machten, milderten sich die Züge allmählich bis zur Schwäche. Den Schluß bildete das schöne, schwermütige Gesicht von Roffredos Vater. Unwillkürlich hafteten die Augen des jungen Mannes auf diesen entschwundenen

Vorfahren; seine Blicke wanderten von einem zum andern, und bald trat ein Ausdruck von Groll an die Stelle der Gleichgültigkeit. Er fühlte sich als der Gefangene aller dieser Balsoranos. Ohne sie wäre er frei gewesen. Thretwegen — um die Paläste zu erhalten, die ihren Namen trugen, die Bilder, die ihre Gesichter darstellten — hatte man so über seine Person, seine Zukunft, sein Fleisch und Blut verfügt. Er erhob zornig die Hand gegen sie und dachte mit plötzlichem Neid an die Leute ohne Ahnen, an den Minister, den er neulich bei einem der Botschafter kennen gelernt hatte, und der der Sohn eines Schuhmachers war.

Als er dann Donna Maria gegenüberstand, war sein Herz so verzweifelt und schambedrückt, daß er kaum die Augen zu ihr zu erheben wagte. Er ließ die Hände der jungen Frau fallen, nachdem er sie an seine Lippen geführt hatte, und ein langes, drückendes Schweigen entstand. Donna Maria verhielt sich lautlos, regungslos. Endlich versuchte Roffredo zu sprechen. Doch sie fiel ihm ins Wort: „Sage nichts! Ich weiß! Seit zwei Jahren mache ich jeden Abend einen Strich durch den vergangenen Tag. Er geht zu seinen toten Brüdern.“

„Du weißt?“ stammelte er. „Und ich hatte vergessen. Ich hätte das Leben nicht ertragen können, wenn ich nicht vergessen hätte.“

Über ihr Gesicht glitt der Schatten eines Lächelns.

„Ja, ich mußte alles. Ich habe der Tante sogar neulich ein Bild deiner Braut entwendet.“

Sie verschwieg, daß das Schmerzhafte des Anblicks durch die Reizlosigkeit des Gesichts gemildert worden war. Das Wort „Braut“ verstimmte Roffredo. Maria

fand sich also darein, und er hätte doch gewünscht, daß sie ihm die Heirat verbiete, obgleich er wohl wußte, daß er heute so wenig als früher den Mut finden würde, seiner Mutter die Stirn zu bieten, die Bande der Balforano zu zerreißen, sich als freier Mann zu zeigen.

Donna Maria stand noch immer vor ihm. Ihre schwarzen Haare, die so schwer waren, daß ihr Kopf die Last nicht lange ertragen konnte, fielen in endlosen Flechten über ihren Rücken bis zum Saum ihres Kleides herab. Sie machte den Eindruck einer Zwanzigjährigen. In Wirklichkeit war sie neunundzwanzig Jahre alt. Der Ausdruck des Mundes, der wollüstige Blick der Augen widerlegte die zarte Jugendlichkeit der Gestalt und des Teints, der so klar und leuchtend war, wie die sonnengebräunte Haut eines Kindes. Roffredo verschlang sie mit den Augen. Sein Herz brach fast vor Kummer. Eine andre zu heiraten, erschien ihm unmöglich und frevelhaft.

„Maria!“ rief er, „es geht über meine Kraft!“

„Allerdings, es geht über deine Kraft,“ entgegnete sie kühl.

Er hörte an ihrer Stimme, daß sie ihn mißverstanden hatte, und wollte erklären. Doch sie unterbrach ihn abermals.

„Gleichviel. Es gibt kein Mittel, zu entinnen.“

„Doch, es gibt eines.“

„Welches?“

„Ich kann mir das Leben nehmen,“ entgegnete er nachlässig.

Sie stuzte und sah ihm prüfend ins Gesicht. Er war jedes beharrlichen Widerstandes unfähig, aber das

Blei der Kugel schreckte ihn nicht. Sie verstand ihn und schwankte einen Augenblick. Roffredo hatte sich vorgebeugt und wartete ängstlich auf ihre Antwort. Da er nicht für sie leben durfte, wäre es ihm eine Wohlthat gewesen, für sie sterben zu dürfen, sich durch eine mannhaftige That in seinen und ihren Augen wieder zu erheben.

„Ich bin bereit,“ sagte er.

Sie atmete tief. Ein Blick von ihr, ein zustimmendes Senken der Wimpern, und er gehörte keiner andern Frau, sie war an ihrer Tante Balsorano gerächt, ganz Rom war Zeuge ihrer glänzenden Genugthuung. Kühne Worte sind den Riardos stets geläufig gewesen, und kühne Gedanken schrecken sie nicht. Aber während sie ihn ansah, wandelte sich ihr Sinn. Er war zu jung, zu schön, um zu sterben. Ein wenig Nichtachtung mischte sich in ihre Nührung.

„Nein, töte dich nicht,“ sagte sie. „Heirate Liseli, das ist weniger tragisch.“

Er überließ sich einem neuen Ausbruch von Verzweiflung und ohnmächtigem Trotz. Sie weigerte sich, die Gelübde anzuhören, die er stammelte. Sie wußte, daß es keiner solchen bedurfte, daß sie nur zu wollen brauchte, um ihn wieder zu ihren Füßen zu sehen. Außerdem lag ihrer stolzen Natur jede niedrige Berechnung fern.

„Komm nicht wieder her,“ sagte sie. „Ich reise heute abend nach Bologna. Laß uns gleich jetzt Abschied nehmen.“

Sie küßten sich, aber ihre Lippen waren so kalt, daß beide vor der eisigen Berührung zurückschraken.

Zweites Kapitel.

An dem Tage, wo Graf Sigismund Laskewicz seine weinende Tochter abreisen sah, regte sich plötzlich sein Gewissen. Während der Fahrt vom Schlosse zum Bahnhof war er mit den Neuvermählten allein gewesen und hatte Gelegenheit gehabt, seinen Schwiegersohn genauer zu beobachten, als das die Wachsamkeit der Contessa während der fünf Wochen ihres Aufenthalts in Galizien zugelassen hatte. Koffredos Gesicht gefiel ihm nicht. Der junge Mann sah mißmutig und verlegen aus. Auch nicht ein Schimmer von Rührung oder Zärtlichkeit befeelte seine Augen. Er beschränkte seine Rundgebungen auf die höfliche Aufforderung: „Bitte, Liseli, weine nicht!“

Und dazu machte er ein Gesicht, als wüßte er sich meilenweit fort.

Aber Liseli weinte an ihres Vaters Schulter weiter.

Auf der Rückfahrt zum Schlosse kamen dem Grafen unangenehme Gedanken. Er empfand keineswegs die erhoffte Befriedigung. Wohl war das große Opfer, in die Welt zurückzukehren, seine Tochter in die Gesellschaft einzuführen, ihre Verheiratung anzubahnen, ihm erspart geblieben. Die Kinderverlobung, die er und seine Frau halb scherzend mit den Balsoranos vereinbart hatten, hatte Liselis Zukunft geregelt, ohne daß er nötig gehabt hätte, sein einsames Schloß, die Bücher und Studien zu verlassen, die seit dem Tode seiner Frau seine einzige Liebe waren. Seine Tochter hatte nicht den leisesten Einwand erhoben, war sie doch von Jugend auf vertraut mit dem Gedanken an diesen fernen

Bräutigam, von dem sie nur eine schattenhafte Vorstellung hatte. Und bis zum Hochzeitstage, bis der Würfel gefallen war, hatte auch nicht der Hauch eines Zweifels das Gewissen des Vaters getrübt. Die Verbindungen zwischen den Laskewicz und den Balsoranos waren stets gut ausgeschlagen — nicht eine unglückliche Ehe. Die Vergangenheit schien ihm ein Bürge für die Zukunft. Warum kam er sich heute plötzlich selbstsüchtig und gewissenlos vor? Zum ersten Male wandte Graf Sigismund seine Theorien auf das Leben an, und es wurde ihm klar, daß eine weite Kluft zwischen seinen Grundsätzen und seinen Handlungen lag. Seine Tochter war die Gefährtin seiner Einsamkeit gewesen, er hatte ihre Seele nach dem Bilde der seinen geformt — und nun verheiratete er sie, wie es immer in der Familie Brauch gewesen war. Er gab sie einem jener nüchternen Lateiner, deren enger Sinn selten mehr von den Geheimnissen des Lebens zu erforschen strebt, als uns die Oberfläche der Dinge verrät.

Die Contessa wollte erst am folgenden Tage abreisen. Als sie den Grafen wieder sah, gewahrte sie sogleich, daß ihm etwas im Kopfe herumging, und die schöne Befürchtung einer Angeberei durchzuckte sie. Aber sie lächelte strahlender denn je; ihre weißen Zähne blitzten.

„Nun sind sie also abgereist, die Glücklichen!“

„Glücklich! Ob sie es sein werden?“ murmelte Graf Sigismund niedergeschlagen.

Donna Clelia unterdrückte ein Achselzucken und wiederholte den Gemeinplatz, den sie in den letzten Wochen beständig im Munde geführt hatte.

„In unsern Familien ist es Sitte, glücklich zu werden. Sie werden nicht aus der Art schlagen.“

Aber die Worte hatten ihren Zauber verloren. Sie kamen dem Hörer sinnlos vor.

„Sie sind einander so unähnlich,“ sagte er. „Ihre Seelen sind aus verschiedenem Stoff. Ich fürchte —“

Er sprach zu sich selbst, die Gegenwart der Contessa vergessend. Diese wandte die Augen ab, um den Spott zu verbergen, den sie darin aufsteigen fühlte. Der Stoff der Seelen! Wer fragte danach in dem realistischen Leben Roms! Die Philosophie hatte dem armen Sigismund wirklich den Kopf verdreht. Auch war er schon zu lange Witwer. Der Mann, in dessen Leben die Frauen keine Rolle spielen, kommt notwendig aus dem Gleichgewicht. Und Donna Clelia bedauerte, daß sie nicht mehr jung genug war, um diesem Mangel abzu- helfen und so den Vorteil ihres Sohnes noch besser wahrzunehmen.

Aber so sehr die Contessa sich auch heimlich über die Besorgnisse ihres Wirtes lustig machte, sah sie doch ein, daß sie sie verschweigen müsse, und schlug zu diesem Zwecke Gefühlstöne an.

„Ich habe noch einen andern Grund, an das Glück unsrer Kinder zu glauben,“ flötete sie. „Erinnern Sie sich, wie sehr Stephanie Roffredo liebte? Sie selbst hat den Gatten ihrer Tochter gewählt. Der Segen der Verstorbenen ruht auf ihnen.“

Und als echte Römerin, der die Seelen im Fegfeuer heilig sind, schlug Donna Clelia ein Kreuz. Diese Anrufung seiner verstorbenen Frau tröstete den Grafen Sigismund und verschweichte die Besorgnisse, die sein

Gewissen bedrängten. Er atmete auf und gewann alsbald das unbestimmte Glücksvertrauen wieder, das ihn abhielt, unangenehmen Wahrheiten ins Gesicht zu sehen, und ihm die heitere Gemütsruhe gab, die sein Element war. Und als ihm dann Abends beim Anblick von Liselis leerem Platz das Herz schwer wurde, redete er sich ein, die Tränen seiner Tochter seien längst versiegt, und sie sei glücklich, würde glücklich werden.

* * *

Als die junge Contessa Balsorano im Salon der Duchessa Oriolo der römischen Gesellschaft vorgestellt wurde, machte sie keineswegs den Eindruck einer glücklichen jungen Frau. Sie zeigte eine ängstliche, enttäuschte Miene, die ihre Schwiegermutter verdroß und ihren Schwager Antonio Balsorano zu etwas plumpen Scherzen veranlaßte. Die roten Augen schienen Zeugen vergoffener Tränen und ließen die Blässe und Magerkeit des Gesichts noch mehr hervortreten. Die walnußgroßen Smaragde, die von ihrem Halschmuck herabhingen, zogen die Blicke aller Frauen auf sich, und die vollbusigen, hochgewachsenen Römerinnen fanden, daß die schmalen Schultern der kleinen Galizierin ihrer nicht würdig seien.

Der Salon Oriolo war einer der vornehmsten Roms, und die Einladungen waren an dem Abend auf die jungen und fischen Elemente beschränkt worden. Unter diesen Leuten, die einen vertrauten Kreis bildeten, die so heiter, lebhaft, selbstbewußt waren und sich nur für die Außenseite der Dinge interessierten, fühlte Liseli

sich verlassen und unbehaglich. Diese hochgewachsenen Frauen mit den wundervollen Gestalten und den klassischen Zügen, welche aussahen, als seien sie aus den Bildern der alten Meister herabgestiegen, erdrückten die kleine Fremde durch ihre übermütige Sicherheit.

Es war Rosenzeit, und überall waren Rosen. Den blaßroten und purpurnen Kelchen entströmten schwere Düfte, die auf die kleine Ausländerin, welche dieser südlichen Blütenpracht ungewohnt war, berauschend wirkten, ihren Kopf benahmen, ihre Sprache lähmten. Außerdem vermochten die Gespräche, die sie hörte, sie nicht zu fesseln. Sie war so gänzlich fremd in allen gesellschaftlichen Dingen, daß sie nichts davon verstand.

Nachdem die ersten Höflichkeiten gewechselt waren, überließ man sie sich selbst. Sie war vorgestellt; nun mochte sie die eigenen Schwingen regen. Die Duchessa nahm an einem Whisttisch Platz; die Gäste vereinigten sich zu Gruppen, in denen für die junge Frau kein Raum war. Sie fühlte sich so verlassen, daß sie nach ihrem Gatten Umschau hielt. Roffredo, der mit verdrossenem Gesicht in einem Kreise von Herren stand, bemerkte die bittenden Blicke seiner jungen Frau nicht. Diese wandte sich nun zu ihrer Schwiegermutter. Sonst empfand sie in der Nähe der Contessa ein mit Angst gemischtes Unbehagen, aber heute ließ der Gedanke, daß sie ihren Vater kannte, daß sie bei ihnen in Galizien gewesen war, sie als einen Halt in dieser fremden Umgebung erscheinen. Schüchtern setzte Liseli sich neben sie; aber Donna Clelia, die unzufrieden mit dem Eindruck war, den ihre Schwiegertochter gemacht hatte, und sich eben von Beppino Balsorano Bericht darüber

erstatten ließ, empfing sie unfreundlich, sprach kein Wort mit ihr, sondern setzte leise und in versteckten Ausdrücken die begonnene Unterhaltung fort.

Liseli saß mit niedergeschlagenen Augen da, zupfte an ihren Handschuhen, spielte mit ihrem Fächer und versuchte, sich Haltung zu geben. Hin und wieder neigte sie sich zu der Contessa, um den Anschein zu erwecken, als nehme sie an der Unterhaltung teil. Aber bald wurde ihr diese kindische Verstellung zuwider, und sie versank in Träume. Sie war nicht mehr in dem rosenduftenden Salon, sondern in Chigirin, in der Bücherei des alten Herrenhauses. Sie hörte den Wind in den hohen Wäldern heulen und winselnd ums Schloß fahren, indessen sie bei ihrem Vater saß und die Blätter abschrieb, die er ihr reichte. Graf Sigismunds Werk über Wesen und Ursprung der asiatischen Religionen war fast ausschließlich von der Hand seiner Tochter geschrieben; oft diktierte er ihr ganze Kapitel. Die indische Götterlehre hatte schon die Phantasie des Kindes bezaubert; die Jungfrau aber war herangereift in jener geheimnisvollen Welt tiefgründiger Psychologie, wo dunkle Kräfte sich regen und offenbaren.

Da rief eine Stimme, die ihren Namen nannte, sie in die Wirklichkeit zurück. Sie blickte auf und sah eine Dame, die sie nicht kannte, vor ihrer Schwiegermutter stehen.

„Tante Clelia,“ sagte die Fremde, „ich habe die Vorstellung versäumt. Sei so gut, mich mit Koffredos Frau bekannt zu machen.“

Contessa Balsorano warf ihrer Nichte einen gereizten Blick zu. Es war ihr nicht lieb, daß sie bei dieser

Annäherung die Hand im Spiel haben sollte. Zum ersten Male in ihrem Leben fühlte sie sich verlegen.

„Die Tochter meines Bruders, Donna Maria Anguillara,“ sagte sie kurz. „Sie hat den Frühling in Bologna zugebracht, daher habt ihr euch noch nicht gesehen.“

Liseli legte ihre Hand in die Hand Donna Marias, die sie seltsam fest umschloß, als könne diese Berührung heißersehnte oder schmerzlich gefürchtete Enthüllungen bringen.

„Ja, ich habe den Frühling in Bologna zugebracht,“ sprach diese ihrer Tante mechanisch nach. „Daher haben wir uns noch nicht gesehen.“

Liselis Hand noch immer festhaltend, ließ sie sich in einen Sessel sinken und zog die junge Frau neben sich.

„Kommen Sie, wir wollen ein wenig plaudern,“ sagte sie. „Vor allen Dingen erzählen Sie mir vom Grafen Sigismund! Denn ich kenne Ihren Vater. Er kam früher fast jeden Winter nach Rom. Er war so ganz anders als andre Leute; er verkörperte für mich die Poesie der Ferne, der unerreichbaren Ferne.“

„Sie kennen meinen Vater?“ rief Liseli aufflammend und rückte näher an Donna Maria heran. Unverhofft war Balsam auf ihr Herz gefallen. Wenige Worte dieser leisen, tiefen Stimme hatten hingereicht, um das schmerzliche Gefühl der Verlassenheit von ihr zu nehmen.

„Gewiß, und ich habe auch Ihre Mutter gekannt. Sie war eine zarte, sanfte Frau mit leuchtenden Augen und einer Krone goldblonder Flechten.“

Donna Maria warf einen prüfenden Blick auf ihre

Nachbarin. Sie schien eine Ähnlichkeit zu suchen, aber keine zu finden.

„Sie haben ihre Haare,“ bemerkte sie endlich. „Es ist derselbe Ton.“

Liseli glaubte, nicht nur die Haare ihrer Mutter, sondern auch deren Gesicht zu haben. Aber sie wagte keinen Einwand. Sie betrachtete nun ihrerseits Donna Maria, gewahrte mit Erstaunen, wie jung diese ausah, und rief betroffen: „Aber wie ist es denn möglich, daß Sie sich meiner Mama entsinnen? Es sind zehn Jahre her, daß wir das letzte Mal in Rom waren. Damals müssen Sie ja noch ein Kind gewesen sein?“

„Nein, ein junges Mädchen,“ antwortete Donna Maria. „Ich bin jetzt neunundzwanzig Jahre alt, zwei Jahre älter als Roffredo.“

„Und dabei sehen Sie so viel jünger aus!“

Liselis Augen hatten ihren Gatten gesucht und wanderten vergleichend von einem zum andern.

„Ja, viel jünger!“ rief sie aus und setzte hinzu: „Sie gleichen ihm gar nicht, obwohl er Ihr Vetter ist.“

„Gar nicht!“ versetzte Donna Maria kurz. „Er ist ein Balsorano, und ich bin eine Riardo.“

Liseli dachte bei sich, daß Donna Maria Roffredo nicht zu mögen scheine. Auch sie mochte ihn nicht, und diese gemeinsame Abneigung dünkte sie ein Band.

Maria Anguillara fuhr in sanfterem Tone fort: „Sie müssen sich hier langweilen. Ich an Ihrer Stelle täte es. Finden Sie diesen römischen Salon nicht öde?“

„Seit Sie darin sind, nicht!“

Diese abgedroschene Artigkeit gewann in Liselis Munde eigene Bedeutung. Sie errötete tief, nachdem

sie sie ausgesprochen hatte, wie beschämt ob ihrer eigenen Kühnheit. Ein warmer Glanz war in ihre Augen getreten, ein liebliches Lächeln spielte um ihre Lippen. Doch Donna Maria sah sie abweisend an. Unter diesem kalten Blicke erlosch die Flamme, und Roffredos Frau wurde wieder die unbedeutende kleine Fremde, die die römische Gesellschaft bereits mit beißendem Spott abgeurteilt hatte, als lächerlich unbedeutend und gänzlich unwert, Donna Clelias Nachfolgerin in dem denkwürdigen alten Palaste der Balsorano zu werden.

Drittes Kapitel.

Drei Wochen lang schleppte Contessa Balsorano ihre Schwiegertochter durch die römischen Salons, soweit sie um diese Jahreszeit noch offen waren. Die Vorstellung bei Hofe und in den Botschaften sollte erst im Herbst stattfinden. Donna Clelia hatte Beziehungen im schwarzen wie im weißen Rom und wußte geschickt auf beiden Achseln Wasser zu tragen. Kraft dieser diplomatischen Künste nahm man es ihr in Regierungskreisen hoch auf, daß sie ihre Söhne in den Quirinal schickte, während der Vatikan es ihr Dank wußte, daß sie selbst die Brücke nicht abgebrochen hatte, sondern fortfuhr, den Kardinalen Besuche abzustatten und regelmäßig den Feierlichkeiten am päpstlichen Hofe beiwohnte. Ihre Freundin, die Duchessa Oriolo, die ein ausgesprochener Freigeist war, neckte sie oft mit diesem doppelten Spiel, das ihrem Ehrgeiz alle Wege offen hielt.

Contessa Balsorano ließ sich im allgemeinen weder Kritik, noch Ratschläge, noch Neckereien gefallen und wußte derartige Gelüste sonst stets im Reime zu erstickten; wenn aber die Duchessa Oriolo etwas meinte oder sagen wollte, so war es unmöglich, ihr Gehalt zu tun. Sie hatte einen unabhängigen Geist und eine Spottlust, die grausam sein konnte, und es war ihr größtes Vergnügen, Donna Clelia ins Gesicht zu sagen, was kein anderer Sterblicher auch nur anzudeuten gewagt hätte. Sie hatte dadurch ein gewisses Übergewicht bei Don Beppinos Schwägerin erlangt, und als sie nach mehrwöchentlicher Beobachtung erklärte, Rossredos Frau werde nie eine Rolle in der Gesellschaft spielen, weil ihr die drei Grundbedingungen: Schönheit, Schlagfertigkeit, Selbstgefühl fehlten, ließ die Contessa dieses Urteil ohne weiteres gelten. Seitdem verachtete sie Liseli; denn in Rom keinen Beifall finden, bedeutete in ihren Augen völlige Vernichtung. Dennoch bereute sie keinen Augenblick, die Heirat gestiftet zu haben. Nach ihrer Ansicht war das Vermögen der Laskewicz von jeher dazu bestimmt gewesen, die klaffenden Lücke des Balsoranoschen Erbes zu stopfen, und sie hatte nur den Willen der Vorsehung erfüllt, als sie Rossredo zu diesem Schritte drängte. Aber sie nahm die Gewohnheit an, ihren Sohn zu bedauern, und bekam ein weites Gewissen für etwaige Verirrungen Rossredos, die ihr als von vornherein entschuldigt erschienen.

Wenn die junge Frau auch nicht ahnte, daß die Frage ihres gesellschaftlichen Erfolges erörtert und gegen sie entschieden war, empfand sie doch unbewußt, daß ihre Umgebung ihr nicht wohl wollte. Liseli fühlte sich

angefällt und kam sich in jeder Gesellschaft verlassen vor, in der die Contessa Anguillara fehlte. Von Tag zu Tag blickten die Augen ihrer Schwiegermutter strenger auf sie, dieselben grünen Augen, die bei Donna Maria einen so ergreifenden Ausdruck von Trauer trugen. Roffredo fiel es nie ein, sich ihrer auf diesen Festen anzunehmen, wo die Vertrautheit all der Übrigen ihre Schüchternheit noch steigerte. Als sie eines Tages allein nach Hause fuhren, da Donna Clelia sie ausnahmsweise nicht begleitet hatte, wandte Liseli, der die Dunkelheit des Wagens Mut machte, sich plötzlich an ihren Gatten: „Roffredo, ich möchte dich etwas fragen.“

„Bitte!“ antwortete der junge Mann höflich, aber etwas beklommen, denn diese Einleitung ließ ihn irgend eine unbequeme Frage fürchten.

„D, es ist etwas ganz Einfaches. Könntest du dich nicht bei den Gesellschaften hin und wieder meiner etwas annehmen?“

„Du hältst mich wohl für einen deutschen Ehemann?“ rief Roffredo.

„Warum für einen deutschen?“

„Weil das Benehmen der deutschen jungen Ehepaare lächerlich ist. Sie sehen sich in die Augen, fassen sich bei der Hand . . .“

„Ich verlange ja gar nicht, daß du mich bei der Hand fassst!“ entgegnete Liseli lachend. „Allein — ich bin schüchtern und du könntest mir ein wenig helfen — mich in Zug bringen — verhüten, daß ich unter all den fremden Leuten Verstöße mache.“

Ihr Ton war heiter, wie es sonst nicht ihre Art war; der Gedanke, daß er ihr deutsche Empfindsamkeit

zutraute, belustigte sie. Nie, auch unter vier Augen nicht, empfand sie den Wunsch, er möge sie bei der Hand fassen. Diese Heiterkeit beruhigte Roffredo; er hatte Liselis rote Augen unbefriedigten Gefühlen zugescrieben. Gewiß träumte sie von verhimmelter Zärtlichkeit, von schwärmerischer Liebe, und er war sich klar darüber, daß das, was er ihr bieten konnte, recht kahle Wirklichkeit war.

„Von Herzen gern,“ versprach er. „Wenn es nicht recht gehen will, komme ich und unterhalte mich ein Weilchen mit dir. Nicht als Ehemann, als Vetter!“ fügte er lachend hinzu.

„Ja! Nicht als Ehemann, als Vetter.“

Sie meinte bei sich, daß sie Roffredo hätte ganz nett finden können, wenn er nicht ihr Mann gewesen wäre. Von den Gedanken, die sie beschäftigten, verstand er allerdings nicht das mindeste. Darüber war sie sich schon am ersten Tage ihrer Ehe klar gewesen. Aber er war geradsinnig, sanft, gutherzig; er hätte einen lebenswürdigen Vetter abgegeben, den man gern ansah. Sie warf einen verstohlenen Blick auf ihn. Er glich dem Herzoge von Urbino, dessen schönes Gesicht in den Uffizien zu Florenz von den Wänden der Tribuna herablächelt. Er betrachtete sie gleichfalls. Ihr mageres weißes Gesichtchen, dem der Heiterkeitsanflug einen kindlichen Ausdruck gegeben hatte, verschwand fast in dem hohen Kragen des Mantels. Den jungen Mann wandelte Rührung an und er bedauerte, daß Liseli nicht seine Schwester war.

Wie alle herrischen Menschen, hielt die Contessa Balsorano auf Pünktlichkeit, und zwar mit einer Strenge,

vor der das ganze Haus zitterte. Wer nicht fünf Minuten vor der Essenszeit im Wohnzimmer war, beging in ihren Augen ein schweres Vergehen. Koffredo hatte seine Frau darauf aufmerksam gemacht; aber diese war an die geniale Zeiteinteilung des Grafen Sigismund gewöhnt, der wegen einer Stelle aus dem Ramajana oder einer philosophischen Hypothese seelenruhig Frühstück und Mittagessen warten ließ, und wurde nie zur Zeit fertig. Im letzten Augenblick ging es dann Hals über Kopf, und sie langte außer Atem bei ihrer Schwiegermutter an. Ihr Anzug ließ dann stets irgend etwas zu wünschen übrig; bald saß eine Schleife schief, bald war eine Puffe aufgegangen oder ein Gürtel verkehrt umgelegt. Donna Clelia bemerkte diese Mängel sofort und sah auf die Uhr. Die junge Frau errötete schuld- bewusst und stammelte verlegene Entschuldigungen, bei denen ihr niemand zu Hilfe zu kommen wagte. Die Mahlzeiten hatten sehr oft dieses unerquickliche Vorspiel. Eines Abends begann Biseli ihren Anzug frühzeitig; sie wußte, daß Contessa Anguillara zu Tisch geladen war — das erste Mal seit Koffredos Heirat — und wollte pünktlich und in tadellosem Anzug erscheinen, um sich keine Vorwürfe zuzuziehen. Doch zum Unglück war ihre Jungfer krank; sie brauchte lange Zeit, um ihre Herrin zu frisieren, und zerriß im letzten Augenblick das Schnürband der Taille, so daß eilig ein andres Kleid übergeworfen werden mußte. Die Tischglocke ertönte, und Hals über Kopf stürmte die junge Frau die Treppe hinab, ohne sich Zeit zu einem letzten Blick in den Spiegel zu nehmen. Als sie in den Salon trat, waren die Gäste schon alle versammelt. Donna Clelia wies

mit gerunzelter Stirn und boshaft funkelnden Augen auf die Uhr und sagte in scharfem Tone: „Man scheint in Galizien eine andre Zeitrechnung zu haben als in Rom.“

Diesmal errötete Liseli nicht; sie wurde totenblaß. Dieser heftige Ausfall vor all den Fremden, deren Augen sie auf sich gerichtet fühlte, erschien ihr als eine unerträgliche Beleidigung. Niemand wagte sich zu rühren; man wollte abwarten, bis die Contessa ihrem Ärger Luft gemacht hatte, ehe man sich ihr näherte. Die junge Frau versuchte eine Erklärung zu stammeln.

„Deine Jungfer war krank? Das sieht man allerdings.“

Donna Clelia wies auf eine Haarsträhne, die von Liselis Frisur herabhing. Erschrocken faßte die junge Frau sich an den Kopf und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

„Koffredo, sei so gut zu klingeln, und laß Assunta rufen,“ sagte die Contessa zu ihrem Sohne gewandt.

Aber ehe dieser noch den Klingelzug erreicht hatte, gebot ihm eine andre Stimme Halt.

„Klinge nicht, Koffredo, ich werde deine Frau frisieren.“

Donna Maria legte bei diesen Worten den Arm um Liselis Schultern und zog sie sanft beiseite.

„Kommen Sie,“ sagte sie freundlich, „es soll in einer Minute getan sein.“

Dann drehte sie sich um und sah der Contessa ins Gesicht. Die beiden Augenpaare, die einander an Form und Farbe so ähnlich waren, bohrten sich ineinander.

„Wen Gott lieb hat, den züchtiget er,“ sagte sie mit

lauter Stimme. „Du wendest die Lehren der Bibel auf deine selbst erkorene Schwiegertochter an, Tante Clelia.“

Sie und da suchte ein verstohlenes Lächeln um die Lippen der Zuhörer. Doch Donna Clelia sah es nicht. Sie erkannte, daß ihre Richte sie nicht mehr fürchtete, und diese unerhörte Tatsache versetzte sie in lähmendes Erstaunen. Donna Maria blickte jetzt Roffredo an. Der junge Mann schien verlegen und mißgestimmt, aber sie hatte kein Mitleid mit ihm, ja, einen Augenblick wunderte sie sich sogar, wie sie ihn je hatte lieben können.

Ihre Finger glitten behend über Liselis Haar. In wenigen Minuten war der Schaden wieder gut gemacht und der Gesamteindruck verbessert. Da fühlte sie, wie zwei warme Lippen sich auf ihre Hand drückten, die auf der Schulter ihres Schüglings lag, und Liselis Stimme flüsterte: „Das ist Freundschaft — Freundschaft, die hilft und Wunden heilt und die Steine aus dem Wege räumt . . .“

„Alles das wegen einer festgesteckten Puffe!“ rief Contessa Anguillara auflachend.

Und um weiteren Dankesäußerungen zuvorzukommen, führte sie Liseli zu der Gesellschaft, die wartend mitten im Salon stand, gegenüber der offenen Thür des Speisesaales.

Man nahm an der langen Tafel Platz, die mit dem schweren Balsoranoschen Silber gedeckt war, steif und prunkend, ohne jedes Zugeständnis an den modernen Geschmack. Die Unterhaltung schleppte sich hin. Donna Clelia war übler Laune, Roffredo hatte ein dunkles Gefühl von Beschämung, Liseli war gerührt, Donna Marias Nerven bebten wie zu straff gespannte Saiten.

Die übrigen Anwesenden, die sämtlich Verwandte oder nahe Bekannte waren, durchschauten die Lage genugsam, um die Verstimmung ihrer Wirte zu teilen. Nur Antonio Balsorano, der zwischen seiner Schwägerin und Donna Maria saß, hatte sich seine Unbefangenheit bewahrt. Seine Scherze fielen bleiern in das allgemeine Schweigen. Er hatte Liseli aufs Korn genommen und neckte sie mit Galizien, mit dem einsamen Leben, das sie dort geführt hatte, mit ihrer Weltkenntnis.

„Keine Seele, die sie hätte belehren können!“ rief er, zu Donna Maria gewandt. „Keine Lehrerin, keine Freundin! Jedes kleine Mädchen weiß mehr vom Leben als sie. Sie kann keine Ungezogenheiten sagen, nicht kokettieren, nicht über ihre Nebenmenschen herziehen.“

Er hatte sehr laut gesprochen und dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit auf Liseli gelenkt. Diese versuchte zu lächeln, eine scherzende Antwort zu geben, aber der Gedanke, daß ihre Schwiegermutter sie hören konnte, lähmte sie.

„Was haben Sie nicht noch alles zu lernen!“ fuhr Antonio fort. „Hoffen wir, daß Roffredo der Aufgabe gewachsen ist!“

Dabei lachte er schallend und bedeutsam. Wieder schlug sich Donna Maria in die Schanze: „Welch ein Glück, das alles nicht zu können! Ich an Liselis Stelle würde mir jede Belehrung verbitten. Ich würde den hassen, der mich irgend etwas lehren wollte,“ fügte sie leiser und mit einem bösen Blick auf Roffredo hinzu.

Die Worte entgingen Roffredo, aber er sah den Blick. Er verstand dessen Bedeutung, und sie traf ihn wie ein Verdammungsurteil. Nie war ihm seine Feig-

heit so zum Bewußtsein gekommen. Er schämte sich ohnedies seines untätigen Verhaltens bei dem Auftritt vor Tische und wurde nun noch verlegener. Als man in den Salon zurückgekehrt war, näherte er sich Liseli und sagte etwas unsicher: „Du bist vorhin wie ein ungehorsames Kind behandelt worden. Laß gut sein; das ist nun einmal meiner Mutter Art. Mach's wie wir: nimm es dir nicht zu Herzen. Das ist das Klügste.“

Sie sah ihn groß an, ohne zu antworten. Er merkte, daß sie tief verletzt war und versuchte, sich zu entschuldigen.

„Ich wäre dir gerne zu Hilfe gekommen; aber ich hatte Angst, die Sache durch meine Einmischung zu verschlimmern.“

„Sie hatte keine Angst!“

Liseli hatte den Kopf erhoben, ihre Augen glänzten, ihr Gesicht war wie verklärt. So hatte Roffredo sie noch nie gesehen. Sie standen am offenen Fenster, aus dem Garten stiegen schwere Düste auf, ein Vogel trillerte ein Liebeslied. Der wonnige Zauber der italienischen Nacht, der das Herz erweicht und mit wollüstiger Sehnsucht erfüllt, ergriff den jungen Mann. Unwillkürlich wandte er sich ab, und seine Blicke suchten die, der er seit seiner Kinderzeit ergeben war. Die kleine blonde Frau, die seinen Namen trug, war ihm nichts. Gleichfalls bewegt, sah Liseli an ihm vorüber, nach einem Gesichte suchend, das ihren Augen einen Ruhepunkt, ihrer Zärtlichkeit Befriedigung bieten könnte. Und beider Augen, beider Gedanken wandten sich demselben Ziele zu.

Viertes Kapitel.

Don Beppino Balsorano hatte stets sorglos in den Tag hineingelebt, ohne sich sein heiteres Pflanzendasein durch Betrachtungen über das Peinliche seiner Lage oder durch unbequeme Gewissenszweifel trüben zu lassen. Diese Oberflächlichkeit hinderte ihn indessen nicht, gut-herzig und bieder zu sein. Die kleine Fremde, die von seinem Neffen vernachlässigt, von seiner Schwägerin tyrannisiert, von der Duchessa Driolo für einen gesellschaftlichen Mißerfolg erklärt wurde, flößte ihm ein Gefühl fürsorglichen Mitleids ein; und da sie Morgenspaziergänge liebte, begleitete er sie nicht selten auf ihren Wanderungen. Eines Tages hatte ihr Weg sie nach der Villa Doria geführt. Als sie in der Morgenstille am Ufer des Teiches dahinschritten, auf dem die Schwäne ziehen, begegneten sie Donna Maria, die ihre Dogge und ihren Pudel spazieren führte.

Alle drei setzten sich auf eine Bank, inmitten einer Sinfonie von Grün, in der die lebhafteste Farbe des Rasens, das helle Grün der jungen Tannen und die dunkeln Töne des Eichenlaubs zusammenklangen. Die Wiesen waren übersät mit den gelben Blütensternen der Jonquillen und Frasten, deren süße Düfte die reine, milde Luft erfüllten. Die beiden Frauen schwiegen: die eine, weil die Begegnung sie verdroß — sie war nach der Villa Doria gekommen, um der Erinnerung an frühere Spaziergänge nachzuhängen —, die andre, weil die Freude über diese nämliche Begegnung sie erfüllte. Beppino Balsorano trug allein die Kosten der Unterhaltung; nur hie und da warf Donna Maria ein zer-

streutes Wort dazwischen, um das Gespräch nicht ganz einschlafen zu lassen. Don Beppino hielt Umschau in der Gesellschaft; er erzählte von enttäuschem Ehrgeiz und kleinlichen Umtrieben, ganz bei der Sache, aber leichthin und mit skeptischem Grundton, wie es die Art der Italiener ist.

Als die Liebeshändel drankamen, wurde Liseli aufmerksam. Seit ihrer Ankunft in Rom hatte sie manches gewahrt, was sie sehr in Erstaunen setzte. Da sie nie einen modernen Roman gelesen hatte, war sie in ihren Vorstellungen von der Liebe noch bei Dido und Aeneas, bei Abälard und Heloise, bei Paolo und Francesca — bei der flammenden, tragischen, himmelstürmenden Leidenschaft. Daß es auch ruhige, bequeme Liebesverhältnisse geben könne, war ihr nie in den Sinn gekommen. Jedes kleine Mädchen wußte mehr vom Leben als sie, wie Antonio Balsorano sehr richtig bemerkt hatte. Sie hatte ein paarmal versucht, Roffredo über diese unerhörten Tatsachen zu befragen, aber er hatte sich wenig geneigt gezeigt, ihre Neugier zu befriedigen. Nun lauschte sie eifrig Don Beppinos Reden, bemüht, selbst eine Antwort auf die heikeln Fragen zu finden, denen sie keine Worte zu geben wagte.

Vor ihr wiegte eine Gruppe von Schirmtannen sich im Morgenwinde. Liseli blickte sinnend in das feine Nadelwerk, als könnten die grünen Zweige, deren gerundete Zacken sich vom blauen Himmel abhoben, die Rätsel lösen, die Italien ihr aufgab. Sie sah diese selben Leute, die sie als Helden leidenschaftlicher und tollkühner Liebesabenteuer nennen hörte, oft verdrießlich, immer unbedeutend, mit Nichtigkeiten beschäftigt,

alltäglich in Worten und Benehmen. Unmöglich konnte ein Gott in ihnen wohnen. Was war es nur um diese Liebe, die nicht hinriß, nicht verwandelte, nicht verklärte? Verhielt es sich damit vielleicht wie mit der Ehe? Auch diese hatte sie überrascht. In ihrer Unkenntnis hatte sie sich darunter etwas sehr Schönes, sehr Bärtliches, sehr Reines vorgestellt, und dann —

Beppino Balsorano spann sein Garn weiter. Er erzählte von dem bösen Riß in der Ehe der Salicette, der kürzlich ans Licht gekommen war. Der Mann hatte seine Frau mit San Marano ertappt. Eifrig unterbrach Liseli den Erzähler.

„Aber gestern waren sie doch noch im Theater, lächelnd und vergnügt —“

„Warum denn nicht?“ versetzte der Hausfreund der Duchessa Oriolo.

Donna Maria sagte kein Wort. Plötzlich bog Liseli sich zu ihr und fragte, ihren Arm umklammernd, mit sonderbar ängstlicher Stimme: „Das ist nicht wahr, das, was Onkel Beppino da sagt! Bitte, sagen Sie, daß es nicht wahr ist.“

Donna Maria erhob die traurigen Augen zu ihr.

„Es ist wahr,“ entgegnete sie.

„Aber,“ rief Liseli, „wo bleibt dann die Liebe?“

Don Beppino und Contessa Anguillara schienen betroffen. Sie hatten von dieser sittenstreng erzogenen kleinen Unschuld wohl eine andre Antwort erwartet.

„Wo bleibt die Liebe?“ wiederholte die junge Galizierin.

In's Gras greifend, riß sie eine Handvoll Blumen ab und zerpflückte sie heftig. Als sie sah, daß niemand

auf ihre Frage antwortete, stand sie auf und tat ein paar ungeschlüssige Schritte. Peppino Balsoranos Schweigen war nur natürlich: er mochte nichts wissen. Aber warum antwortete Donna Maria nicht? Liseli drehte sich um und warf der Freundin, die ihr die erbetene Aufklärung versagte, einen vorwurfsvollen Blick zu. Ihr war das Herz schwer; sie fühlte sich so allein.

„Wollen wir nicht weiter gehen?“ fragte sie.

Ihre Begleiter erhoben sich und folgten ihr. Peppino Balsorano dachte an die beißenden Bemerkungen, mit denen die Duchessa Oriolo den Bericht über seinen Morgenspaziergang aufnehmen würde, und schämte sich, weil er sich von der Frage eines solchen Kindes hatte verblüffen lassen. Donna Maria hielt den Kopf gesenkt. Ihr schlug das Herz. Wenn sie mit Liseli allein gewesen wäre, hätte sie ihr vielleicht gesagt — doch nein, sie hätte auch dann keine Erklärung über die Lippen gebracht.

Sie gingen einen schattigen Eichengang hinab. Donna Maria kannte ihn wohl; in der ersten Zeit ihres Witwenstandes war sie hier oft mit Roffredo gewesen. Und nun fragte unter diesen selben Bäumen Roffredos Frau sie, wo die Liebe sei.

Seit diesen Tagen war die Aufmerksamkeit der Contessa Anguillara geweckt. Bisher war Liseli ihr lediglich als ein bemitleidenswertes Geschöpf erschienen; nun wurde sie für sie ein Gegenstand neugieriger Beobachtung, der ihr oft Rätsel aufgab.

Um diese weltfremde, freie Seele zu verstehen, die noch in der Entwicklung begriffen war, hätte die Italienerin ihre angelernten Begriffe, ihre Familienvorur-

teile abschütteln müssen, und für diese Anstrengung war sie noch nicht reif.

Der vertrauliche Umgang der beiden Frauen verursachte Roffredo ein eigentümliches Unbehagen. Er sah darin Mangel an Takt von der einen, Arglosigkeit von der andern Seite und fühlte sich dadurch nach beiden Richtungen in Verlegenheit gesetzt. Der Gedanke, sie könnten miteinander über ihn sprechen, war ihm entsetzlich. Diese Befürchtung hätte er sich übrigens sparen können, denn sie erwähnten seiner nie. Eines Tages erfüllten seine Besorgnisse sich indessen.

Donna Maria blieb dem Palazzo Balsorano nach Möglichkeit fern und vermied jede Gelegenheit, die Wohnung des jungen Paares zu betreten. Ebensovienig lud sie ihre neue Freundin in den Palazzo Anguillara, denn es wäre ihr schmerzlich gewesen, Liseli in den Räumen zu sehen, wo Roffredo und sie sich so leidenschaftlich geliebt hatten. Die beiden Frauen sahen sich also nur auf Spaziergängen und in der Gesellschaft, wo ihre Freundschaft boshaft besprochen wurde. Während die eine keine Ahnung davon hatte, wußte die andre es wohl, suchte aber die Achseln dazu und fand ein gewisses Vergnügen daran, ihren oberflächlichen Landsleuten ein psychologisches Rätsel aufzugeben.

Donna Maria hatte es sich zum Gesetz gemacht, Roffredo wie ihren schlimmsten Feind zu fliehen, und hielt daran beharrlich fest. Da führte der Zufall einen der Ravennaer Kardos nach Rom. Infolgedessen erließ Donna Clelia an ihre Nichte eine Einladung zum Frühstück, die unmöglich abgelehnt werden konnte. Contessa Anguillara sagte also zu. Die Tischgesellschaft

bestand nur aus vier Personen, da Antonio Balsorano aufs Land gefahren war und Liseli durch Kopfschmerzen ans Zimmer gefesselt wurde. Es war daher unvermeidlich, daß Maria und Roffredo nebeneinander saßen. Diese nahe Berührung setzte beide in Verwirrung; sie erbleichten und vermochten nur mit Mühe einige Bissen hinunterzubringen und das Unerläßlichste zu sprechen. Contessa Anguillara hatte nur ein Verlangen: Flucht. Als der Kaffee eingenommen, die Zigarette geraucht war, erhob sie sich, um aufzubrechen, aber noch ehe sie ihre Absicht hatte äußern können, erschien ein Diener mit einer Bestellung: Contessa Elisabeth lasse Donna Maria bitten, wenigstens auf ein paar Minuten bei ihr vorzusprechen.

„Sagen Sie, daß die Contessa kommen werde,“ antwortete Donna Clelia, die unumschränkte Botmäßigkeit, in der sie die Ihrigen hielt, versehentlich auch auf Donna Maria ausdehnend.

„Aber Tante, ich kann nicht, ich habe eine Verabredung,“ stammelte diese. „Sage, bitte, Liseli, ich sei sehr eilig gewesen und würde morgen vorsprechen.“

„Nun, auf fünf Minuten mehr oder weniger wird es wohl nicht ankommen. Geh geschwind, nimm den Weg über die Wendeltreppe . . .“

„Ich weiß nicht, wo die ist.“

„Roffredo wird dir den Weg zeigen.“

Schweigend stand dieser auf, öffnete der jungen Frau die Thür des Salons und geleitete sie, hinter ihr hergehend, durch die langen Gänge bis zu der Wendeltreppe — eine Erfindung Donna Clelias — die die Wohnräume des ersten Stocks mit denen des zweiten

verband. Sie sprachen unterwegs kein Wort miteinander, doch am Fuße der Treppe wandte Donna Maria sich um und sagte: „Komm nicht weiter mit.“

Sie duzten sich von ihrer Kinderzeit her. Roffredo entgegnete heifer: „Ich kann dich nicht allein gehen lassen, du findest dich nicht zurecht.“

Und so stieg er hinter ihr hinauf, mit dem ungestümen Verlangen kämpfend, sie in seine Arme zu reißen und fortzutragen. Seine Erregung kam ihr instinktiv zum Bewußtsein und lähmte ihr die Glieder, so daß sie nur mühsam emporzuklimmen vermochte. Auf dem Absatz des zweiten Stockwerks blieb er stehen und sagte, auf eine Thür im Hintergrunde weisend: „Geh nach dieser Seite. Dort ist das Vorzimmer. Du findest da Leute . . .“

„Ich verstehe,“ murmelte sie. „Adieu, Roffredo.“

Sie wagte nicht, ihm die Hand zu reichen.

„Adieu!“ sagte auch er.

Sie ging eine kleine Strecke weiter, aber das Verlangen, ihn noch einmal zu sehen, wurde stärker als ihr Wille und sie wandte sich um. Da stand Roffredo und sah ihr nach. Wenige Schritte nur, und sie sank in die Arme, die ihrer harrten, und fühlte wieder die Küsse, nach denen sie sich in Sehnsucht verzehrte. Einen Augenblick zögerte sie, dann lief sie, ohne sich umzusehen, nach der Thür des Vorzimmers.

Einige Minuten darauf trat sie ins Zimmer der jungen Frau. Liseli sah fast hübsch aus, wie sie so mit offenen Haaren in den spitzenbesetzten Kissen ihres blütenweißen breiten Bettes lag. Das Dämmerlicht des Zimmers schmeichelte ihr.

Zwei kleine heiße Hände erfaßten Donna Marias Hand.

„Wie gut von Ihnen, daß Sie gekommen sind! Es war selbstfüchtig von mir, Sie zu stören. Aber ich hatte das Gefühl, als würde Ihre Nähe mich gesund machen. Bitte, legen Sie die Hand auf meine Stirn.“

Contessa Anguillara kam diesem Verlangen nach. Plötzlich richtete Liseli sich auf und rief: „Was ist Ihnen? Ihre Hand zittert.“

Donna Maria lachte herb.

„Ein wenig Nervosität; ich werde heute abend ein Brausebad nehmen.“

Liseli schlang auf einmal beide Arme um den Hals ihrer Freundin und zog sie zu sich nieder, indem sie flüsterte: „Sie haben mir doch wohlgetan!“

Sie konnte zuweilen ihre gewöhnliche kalte Zurückhaltung abwerfen und zeigte dann ein hingebendes Wesen voll weicher Zärtlichkeit und verhaltener Leidenschaft. Donna Maria fühlte ihre Freundschaft plötzlich in Abneigung umschlagen. Sie machte sich los; ein Grauen vor diesem halbdunkeln Zimmer mit allem, was darin war, stieg in ihr auf.

„Es ist das erste Mal, daß Sie mich hier besuchen,“ sagte Liseli, in die Kissen zurücksinkend. „Ich habe krank werden müssen, damit Sie sich dazu entschlossen. Man sieht zwar schlecht, aber ich will Ihnen die Einteilung der Wohnung erklären. Diese Thür führt in Rossredos Zimmer . . .“

„Ja, ja, ich weiß!“ rief Contessa Anguillara nervös.

„Aber wie können Sie es denn wissen, da Sie doch

nie hier gewesen sind?“ fragte die kleine Contessa Balforano unschuldig.

Donna Maria biß sich auf die Lippen und erfand geschwind eine Ausrede.

„Die Tante hat mir den Plan der Wohnung gezeigt, bevor sie nach Galizien abreiste.“

Diese Lüge erfüllte sie mit Haß gegen diejenige, die sie dazu gezwungen hatte.

Liseli war unruhig geworden. Wie sonderbar erregt und kurz angebunden ihre Freundin heute war! Sie fürchtete, sie verletzt zu haben, und sagte kläglich: „Sie scheinen mir böse zu sein. Was hab' ich Ihnen getan?“

„O, nichts! Ich sagte Ihnen ja schon, daß ich heute nervös bin.“

Und Donna Maria bog sich reuig zu Liseli hinab, um sie zu küssen.

„Sind Sie über die große Treppe gekommen?“ fragte diese.

„Nein, über die Wendeltreppe.“

„Wie haben Sie sich nur in diesem Labyrinth zu rechtgefunden? Ich irre mich jedesmal und gehe nach rechts, statt nach links!“

„Roffredo hat mich bis zum Ausgang der Treppe begleitet.“

„Und nicht bis hieher? Mein Herr Gemahl ist nicht eben liebenswürdig.“

Liseli lachte leise. Dann fuhr sie fort: „Wissen Sie, ich habe oft gedacht, Sie möchten Roffredo nicht.“

„Welche Idee! Wir kennen uns seit unsrer Kinderzeit. — Er ist doch mein Vetter!“ versetzte Donna Maria mit abgewandtem Gesicht.

„Aber man liebt seine Bettern nicht immer,“ meinte Liseli.

Dann hob sie mit leiserer Stimme an: „Das sind Dinge, die sich unserm Willen entziehen. Und selbst in der Ehe . . .“

Sie stockte und senkte traurig den Kopf. Donna Maria aber wiederholte in fieberhafter Spannung: „Selbst in der Ehe?“

„Liebt man sich nicht immer,“ ergänzte Liseli. „Man versteht sich oft nicht.“

Sie richtete sich auf, als entschlosse sie sich plötzlich zu einer vertraulichen Frage.

„Sagen Sie, wie ist zum Beispiel Roffredo eigentlich? Ich weiß es nicht. Vielleicht wissen Sie es. Mir ist er ein Buch mit sieben Siegeln.“

Sie sann einen Augenblick nach und setzte dann hinzu: „Ist es ein lesenswertes Buch?“

Contessa Anguillara drückte die Hände zusammen und ließ die Frage unbeantwortet. Liseli wartete einen Augenblick. Doch da sie sah, daß ihre Gefährtin stumm blieb, deutete sie sich dieses Schweigen.

„Es ist also, wie ich dachte,“ murmelte sie niedergeschlagen. „Es ist nicht lesenswert.“

Donna Maria war in großer Versuchung, in ebenso großer, wie einige Minuten vorher in dem halbdunkeln Gange, aber auch diesmal siegte ihr besseres Ich.

„Sie irren, Liseli,“ sagte sie. „Es ist lesenswert.“

Fünftes Kapitel.

Über die Terrasse der Villa Balsorano in Castelfandolfo warf die Dämmerung ihre Schatten. Nach dem Garten hin bildete eine Reihe Eichen eine dichte grüne Wand; auf der andern Seite schweifte das Auge über die Rasenflächen talab bis zur Ebene des Tiber, bis zur blauen Linie der See. Das Abendlicht, der letzte Gruß der untergegangenen Sonne, verbarg Rom unter einem blutroten Fleck, während über dem verblässenden Blau des Himmels rosige Wölkchen flatterten.

Liseli ging auf den steinernen Fliesen langsam hin und her. Sie war allein; ihre Schwiegermutter und Don Peppino spielten vor dem Hause Schach, Antonio Balsorano war in Deutschland, Roffredo aber weiß Gott wo, fern von ihr. An ihn dachte sie zu dieser Stunde der Vesper, wo die Gedanken dem Geiste zufließen, wie die Vögel Abends zu den Bäumen heimfliegen, die ihren Schlaf beschützen sollen.

Donna Maria hatte ihr gesagt, daß das Buch lesenswert sei. Liseli hatte lange über diese Annahme nachgedacht und war zu dem Schlusse gekommen, daß Donna Maria im Irrtum sei. Sie fragte sich sogar, ob unter dem prächtigen Einband überhaupt beschriebene Seiten seien.

Als die kleine Galizierin die rauhe Wirklichkeit des römischen Lebens kennen lernte, war es ihr klar geworden, daß ihr Vater und sie Träumer waren, Wesen aus einer andern Welt. Der Arzt hatte ihr vorgestern abend eröffnet, daß sie im Februar Mutter werden würde; auch das erschien ihr wie ein Traum. Sie

fühlte sich so wenig als Gattin. Ein Kind von ihr und Roffredo? Sie lachte verwundert vor sich hin und zog, da die Luft kühler wurde, ihren weißen Schal fröstelnd über die Schultern. Von allen Kirchen des Albanergebirges erklang das Ave Maria. Diese Glocken, die in der Stille des Abends die Seele zur Sammlung auffordern, erschienen Liseli wie ein Ruf, wie eine Antwort auf ihre Gedanken. Aber wohin wurde sie gerufen? Sie wußte es nicht, konnte es sich nicht denken, und dieser geheimnisvolle Ruf durchschauerte sie wie eine Berührung von Geisterhand.

Sie lehnte noch an der Marmorbrüstung, ganz versunken in die Schönheit der Färbungen und in die unabsehbare Ferne des Horizonts, als Donna Marias Stimme sie ihren Betrachtungen entriß.

„Wo ist Roffredo?“ fragte Contessa Balsorano ungehalten. „Es ist gleich Tischzeit, und er ist noch nicht zu Hause. Wo kann er nur sein?“

„Ich weiß es nicht. Er ging gleich nach dem Frühstück fort . . .“

„Und du hast ihn nicht gefragt, wo er hingehet? Du bist eine bequeme Frau, das muß ich gestehen!“

Donna Clelias Stimme klang hämisch, und Don Beppino warf einen besorgten Blick auf Liseli. Aber diese hatte die Anzüglichkeit nicht verstanden und antwortete gelassen: „Rein, ich habe ihn nichts gefragt. Wenn ich ein Mann wäre, wäre es mir entsetzlich, gefragt zu werden, wohin ich ginge.“

Contessa Balsorano zuckte die Achseln. Sie war bei ihrem Manne anders verfahren, dachte aber, daß

schließlich auf Liselis Ansichten nicht viel ankomme. Das Ergebnis würde in jedem Falle dasselbe sein.

„Wir wollen zu Tisch gehen, ohne auf ihn zu warten,“ erklärte sie. „Die Uhr ist Acht.“

„Noch nicht,“ wandte die junge Frau, auf ihre Uhr sehend, mit ungewohntem Mute ein. „Es fehlen noch zehn Minuten. Roffredo trifft kein Vorwurf.“

Während sie noch sprach, trat der junge Mann auf die Terrasse. Er mußte Liselis letzte Worte gehört haben, denn er warf ihr einen dankbaren Blick zu, als er sich bei seiner Mutter entschuldigte. Er war in Frascati gewesen und brachte eine Einladung der Duchessa Oriolo zu einem Gartenfeste. Liseli seufzte; die Duchessa flößte ihr noch größere Angst ein als ihre Schwiegermutter. Außerdem war ihr jede Einladung in diesem fremden Kreise lästig, in dem sie sich mißliebzig fühlte.

Als sie nach Tisch auf die Terrasse zurückkehrte, gesellte sich zu ihrer großen Überraschung Roffredo zu ihr.

„Ich wollte dir dafür danken, daß du vorhin für mich eingetreten bist. Du hast mehr Mut als ich.“

Sie verstand, was er meinte, und durchlebte in Gedanken noch einmal jenen Frühlingsabend: den Beweis ihrer Schwiegermutter, Roffredos Stummbleiben, die Parteinahme Donna Marias.

„O, das kam so von ungefähr. Danke mir nicht,“ entgegnete sie.

Dann gingen beide eine Weile schweigend auf und ab. Plötzlich sagte Liseli: „Roffredo, willst du mir einen Gefallen tun?“

„Zwei für einen, wenn ich kann.“

„Erlaube, daß ich Donnerstag nicht zu der Duchessa Oriolo gehe.“

„Wenn's weiter nichts ist. Halte das ganz, wie es dir beliebt.“

Er hatte zugestimmt, weil es ihm entsetzlich war, andern irgendwie in den Weg zu treten. Außerdem vermißte er seine Frau nie; im Gegenteil, er empfand ihre Abwesenheit als Erleichterung. Plötzlich fiel ihm jedoch ein, daß Donna Clelia keinesfalls einverstanden sein würde, und er begann Einwände zu erheben. — Die Duchessa sei empfindlich, man dürfe sie nicht ohne Not verletzen, sie sei eine Macht in der Gesellschaft.

„Was könnte sie mir wohl geben oder nehmen?“ fragte Liseli.

Er versuchte, es ihr zu erklären, kam aber nicht damit zu stande; seine eigene Vernunft widerlegte ihn.

„Siehst du, du weißt es selbst nicht!“ rief sie fröhlich. „Aber wenn man sich denn diese geheimnisvolle Gottheit gnädig stimmen muß, gut, so will ich gehen.“

Roffredo machte sie darauf aufmerksam, daß sie als Fremde und als junge Frau sich bei den tonangebenden Damen in Gunst zu setzen suchen müsse; auch sei es notwendig, daß sie in der Gesellschaft bekannt werde.

„Aber nachher, wenn ich allen vorgestellt bin und mein Kindchen geboren ist — wirst du mir dann erlauben, zu Hause zu bleiben?“

Als er ihr nicht antwortete, legte sie ihre Hand auf seinen Arm.

„Roffredo, ich bitte dich, sage ja! Ich werde so

froh sein, wenn ich es habe, so froh, wenn ich nicht mehr in die Gesellschaften geschleppt werde, wo ich nichts mit mir anzufangen weiß. Du gehst dann allein, ja? Das ist doch genug für die Ehre der Familie.“

Roffredo empfand diese Worte als einen leisen Stich.

„Du langweilst dich also sehr in Rom?“ fragte er.

„O, nicht immer, aber oft. Ich liebe Rom, ich liebe seine Erinnerungen, ich liebe den mächtigen Pulsschlag des Lebens, der darin wogt und den ich dunkel empfinde. Ich liebe seine Landschaftsbilder . . .“

Und sie wies hinüber auf den schimmernden Nebel, der die ewige Stadt umwob.

„Aber seine Bewohner liebst du nicht!“ fiel der junge Mann ein.

Er sann einen Augenblick nach. Er dachte an seine Mutter, an das ganze Familienleben, an sich selbst.

„Armes, kleines Liseli! Im Grunde ist es dir nicht zu verdenken, wenn du sie nicht liebst,“ murmelte er.

Sie war ihm dankbar für dieses Zugeständnis, und doch stimmte es sie traurig.

„Vor allen Dingen verstehe ich sie nicht,“ sagte sie nachdenklich. „Ich hatte gedacht . . .“

„Daß dein Gatte ein ganz anderer Gesell sein würde als Roffredo Balsorano!“ rief er in plötzlicher Verzweiflung nach Offenherzigkeit.

Sie gab keine Antwort.

„Gesteh!“ sagte er.

„Vielleicht ja! Ich glaubte, daß schon die Ehe an sich die Geister zusammenführe . . .“

Er lachte ironisch.

„Die Geister? — Du hast andre Erfahrungen gemacht.“

„Ach, das!“

In dem Ausruf lag so viel Enttäuschung und Traurigkeit, daß er ihm zu Herzen ging. Er dachte an das, was er ihr gab — dieses Herrbild der Liebe, das er nicht einmal mit einem Schein von Zärtlichkeit zu über-tünchen suchte — und er mußte sich abermals gestehen, daß es Liseli nicht zu verdenken sei, wenn sie die Bewohner Roms nicht liebte.

Ein wenig verlegen wegen ihres Ausrufs, hatte die junge Frau sich über die Brüstung gelehnt. Rofredo stützte sich neben ihr auf. Unter ihnen breiteten sich die Häuser von Albano aus. Beider Blicke nahmen dieselbe Richtung — nach einer Villa, die tief im Grün versteckt lag, doch nicht so tief, daß man nicht ihre weiße Stirnwand hätte schimmern sehen. Sie sagte sich: „Dort wohnt meine einzige Freundin.“ Er dachte: „Dort atmet meine einzige Liebe.“ Und er fühlte sich wie durch ein Verhängnis an jenes Haus gefesselt; nichts konnte ihn je davon losreißen, weder Mitleid, noch Rührung, noch Pflicht.

Er warf einen grollenden Blick auf die kleine Fremde, die sein Lebensglück zerstört hatte und nun auch noch seine Eigenliebe verletzte. Unleugbar war sie im Recht, wenn sie sich unbefriedigt fühlte, aber der Stich, den sie seiner Manneseitelkeit versetzt hatte, war darum nicht weniger fühlbar. Und dieser Stich verschärfte einen Wunsch, mit dem er sich seit langer Zeit trug, den Wunsch, seine Freiheit ganz zurückzunehmen, nur noch dem Namen nach verheiratet zu sein.

Indes getraute er sich nicht. Er sah Liseli an; sie hatte den Kopf in die Hand gestützt, der Sternenschein zeigte ihm nur blonde Flechten und ein verschwommenes Profil. Roffredo hätte wissen mögen, woran sie dachte. Wäre dieser Wunsch in Erfüllung gegangen, so würde er entdeckt haben, daß ihre Gedanken völlig übereinstimmten. Auch sie träumte von wiedergewonnener Freiheit, von einem Verkehr, dem das Peinliche und Kränkende von Liebesbeziehungen ohne Liebe genommen wäre. Sie machte sich diese Dinge nicht klar, sie fühlte sie nur instinktmäßig, und ihre Unschuld und Unwissenheit verbargen ihr die Gefahr, die darin lag.

„Liseli,“ sagte Roffredo plötzlich, „ich möchte dir einen Vorschlag machen. Er erscheint vielleicht sonderbar; man verfährt sonst nicht so — aber, wer weiß? — nach dem, was du soeben sagtest, komme ich damit vielleicht deinen Wünschen entgegen, trage deinem Widerwillen Rechnung?“

Er hielt inne, nach Worten suchend. Sie wandte ihm das Gesicht zu und sah ihn fragend an.

„Ich höre,“ sagte sie, um ihn zu ermutigen.

Aber er blieb stumm, entfernte sich sogar einige Schritte von ihr und kam dann zurück. Die Sache war so gegen alles Herkommen, daß er zögerte. Wie kam er nur darauf, Liseli gegenüber ein Verfahren einzuschlagen, das ihm bei keiner andern Frau in den Sinn gekommen wäre? Wenn seine Mutter ihn hörte!

„Ist denn dein Vorschlag so schwer auszusprechen?“ fragte die kleine Galizierin.

„Sehr schwer.“

Roffredo hustete, räusperte sich und sagte endlich,

sich gewaltsam ein Herz fassend: „Liseli, wollen wir künftig wie Bruder und Schwester leben?“

Sie verbarg das Gesicht in den Händen und stieß ein schluchzendes „Koffredo!“ hervor, das den jungen Mann erschreckte. Er glaubte, fehlgegangen zu sein, und sah im Geiste die unangenehmen Folgen voraus.

„Liseli!“ rief er.

Sie hatte die Hände sinken lassen, und er sah, daß Tränen in ihren Augen standen — aber welches glückseliges Lächeln spielte um den Mund!

„Koffredo! O Koffredo!“

Sie streckte ihm in überwallendem Entzücken beide Hände hin. Er drückte sie, etwas verduzt, belustigt im Grunde, und doch auch ein klein wenig verletzt.

„O Koffredo!“ wiederholte sie.

Ihr Kleid aufnehmend, tanzte sie ein paar Takte Mazurka auf den Fliesen der Terrasse. In diesem Augenblicke stieg der Mond hinter dem Monte Cavo empor und beleuchtete dieses ungewöhnliche römische Nachtbild, Liselis schwächlichem Figürchen etwas Elfenhaftes gebend. Das Schauspiel dieser jungen Frau, die vor Freuden im Mondschein tanzte, weil ihr Gatte sich seiner Ehrechte begab, war so unwiderstehlich komisch, daß Koffredos Empfindlichkeit verflog. Er fing an zu lachen, und Liseli stimmte ein.

Raum war jedoch dieser Heiterkeitsausbruch vorüber, als Koffredos Stirn sich umwölkte. Er dachte an Donna Clelia. Wenn sie davon erführe, würde sie ihn für einen unvorsichtigen Narren erklären. Sie durfte um keinen Preis etwas ahnen, es galt also, auf der Hut zu sein und sogar gelegentlich den Zärtlichen zu spielen. Aber

wie das Liseli begreiflich machen? Er sprach von geheimem Vertrag, erwähnte seine Mutter, verwickelte sich, berief sich auf die Familienvorurtheile. Die junge Frau ließ ihn zappeln; seine Angst vor seiner Mutter belustigte sie und flößte ihr Mitleid ein.

„Ich verstehe,“ sagte sie endlich. „Deine Mutter darf nichts erfahren. Verlaß dich darin ganz auf mich.“

Ihn zum ersten Male vertraulich unterfassend, zog Liseli ihren Gatten mit sich fort, und beide traten Arm in Arm ins Wohnzimmer.



Zweiter Teil.

Sechstes Kapitel.

Die Duchessa Oriolo bewohnte in Frascati eine riesige Villa, worin hundert Personen bequem hätten beherbergt werden können, und übte dort eine Gastfreundschaft, die italienische Einfachheit mit römischem Prunk vereinigte. Die Freunde des Hauses, die in Rom geblieben waren, kamen jeden Abend heraus, der ständigen Gäste nicht zu gedenken, die sich in acht- bis vierzehntägigen Abteilungen ablösten. Zweimal während ihrer Sommerfrische geruhte die Duchessa, über den Kreis ihrer Vertrauten hinauszugreifen und ein Gartenfest zu geben, wozu alle die Familien des hohen Adels geladen wurden, die in den Castelli Sommerpaläste besaßen.

Diese prachtvollen Landhäuser mit ihren herrlichen Gärten, ihren waldergleichen Parkanlagen, ihren schäumenden Wasserfällen gefellen zu den klassischen Erinnerungen des Albanergebirges das Andenken an den Glanz der päpstlichen Herrschaft, an jene Zeiten, wo Roms Kirchenfürsten ihren Neffen königliche Wohnsitze erbauen ließen. Wohin das Auge schaut, trifft es auf Denkmale der Vergangenheit; schwermütig blinken die Fluten des Nemi-sees und des Albanersee's im Sonnenschein, gleich Zauber-

spiegeln, auf deren Grunde noch heute das Bild der Götter ruht, die einst die Ufer bewohnten.

Die terrassenförmigen Gärten der Villa Oriolo, unterhalb des alten Tusculum, enthielten Gewächshäuser, die mit für die schönsten der ganzen Provinz galten. Sie waren der Stolz des verstorbenen Duca gewesen, und seit seinem Tode nahm Don Beppino aus Freundschaft für den Verstorbenen sich ihrer gewissenhaft an. Bei festlichen Gelegenheiten spielte er den Führer und steuerte die Gäste der Duchessa zwischen den Orchideen umher. Er machte dort gerade den Wirt bei der Contessa Anguillara und einigen andern, als Donna Clelia erschien, um ihn in Beschlag zu nehmen. Stets auf ihren Vorteil bedacht, wollte sie sich vom Obergärtner Stecklinge für ihre Beete geben lassen.

„Wo ist Lise? Ich habe sie noch nicht erblickt,“ fragte Donna Maria. „Sie ist nicht beim Tennis, sie ist nicht bei der Duchessa. Kommt sie am Ende überhaupt nicht?“

„Doch — sie kommt mit Roffredo,“ antwortete Contessa Balsorano.

Sie konnte sich das Vergnügen nicht versagen, der wehe zu tun, die es wagte, sie nicht mehr zu fürchten, und fügte hinzu: „Turteltauben, meine Liebe! Seit einigen Tagen die reinen Turteltauben!“

Donna Maria verbarg ihr Gesicht in den Orchideen, so daß man nur ihren vorgebogenen Nacken sah, auf dem sich feine Härchen kräuselten. In ihrem Kleide aus weißem Musselin über orangefarbener Seide, die Augen beschattet von einem breitkrepfigen schwarzen Strohhut, den eine Fülle gelber Rosen schmückte, war

sie so reizend, daß Don Beppinos altes Herz gerührt wurde. Er hätte sie so gern beide glücklich gesehen. Aber mit ein und demselben Manne hatte das seine Schwierigkeit.

Als einige Minuten darauf Roffredo und seine Frau die Duchessa Oriolo begrüßten, beobachtete Contessa Anquillara, die daneben stand, angstvoll ihre Gesichter. Liseli bemerkte es und sandte der Freundin, die sie um ihre Gesundheit besorgt glaubte, ein beruhigendes Lächeln. Roffredo sah von alledem nichts. Er vermied es stets, Donna Maria in Gesellschaft anzusehen, da er fühlte, daß seine Augen zu Verrätern seiner Bewegung werden würden. Die Duchessa, die von Donna Clelia ins Vertrauen gezogen worden war, beglückwünschte Liseli zu ihrer bevorstehenden Mutterschaft. Es machte ihr Spaß, die schüchterne junge Frau, die ihr nicht gefiel, in Verlegenheit zu bringen. Donna Marias Gegenwart machte die Sache noch prickelnder, und das Ganze kam ihr vor wie eine ausgezeichnete Lustspielszene. Gleichwohl liebte sie die Contessa Anquillara und hatte es nicht schön von Roffredo gefunden, daß er sie verließ, denn wie so viele Italienerinnen ihrer Generation war sie stets für Treue in der ungeseglichen Liebe. Leise streichelte sie Donna Marias Hand.

„Du siehst heute reizend aus, Liebste. Unglaublich reizend!“

Bei diesen Worten wandte Roffredo sich ab, um der Versuchung zu widerstehen, das Gesicht anzusehen, das stets vor seinem inneren Auge stand. Diese Bewegung schien Donna Maria entscheidend. „Sie sind im Einvernehmen,“ dachte sie. „Und ich, ich selbst, habe

sie zusammengeführt.“ Sie erinnerte sich an Liselis Frage und an ihre Antwort, und das Bewußtsein, sich ihr Unglück selbst geschmiedet zu haben, zerriß ihr das Herz.

Neue Gäste kamen an; sie stand auf, um ihnen Platz zu machen, schlüpfte hinter die Rosenbüsche und eilte den Weg hinab, der zu der zweiten Terrasse führte. Ohne sich hier aufzuhalten, lenkte sie ihre Schritte der dritten Terrasse zu, die völlig menschenleer war. Dort erst hielt sie inne. Das heiße Blut der Riardo stieg ihr zu Kopf, blendete ihr die Augen. Vor ihr dehnte sich die Campagna bis zu den Toren Roms, aber sie sah nichts, unterschied nichts als eine einförmige weiße Fläche. Bis heute hatte sie die Lage mutig ertragen, in dem Bewußtsein, daß Roffredo noch immer der ihre sei, daß sie nur die Hand auszustrecken brauche, um ihn wieder an sich zu ziehen. Nun war alles anders geworden. Sie rang die Hände und bedauerte, daß sie ihn nicht sich hatte töten lassen, damals, als er ihr seinen Tod anbot, weil er ihr sein Leben nicht geben konnte.

So stand sie lange, sich selbst bemitleidend. Ihr Herz, ihr Stolz blutete. Plötzlich fühlte sie sich von einem Arm umfaßt. Sie drehte sich um, und alles Blut wich aus ihrem Gesichte, so daß sie so bleich wurde, wie die Blüten des Jasmins, der sich um die Brüstung zweigte, an der sie lehnte.

„Was willst du hier?“

„Dich suchen! Ich bin überall herumgelaufen, ohne dich zu finden. Aber ums Himmels willen! was ist dir? Du bist ja leichenblaß.“

Die beiden Frauen duzten sich seit einiger Zeit.

„Was soll mir sein? Nichts!“ entgegnete Donna Maria, sich die Wangen reibend, um ihnen wieder ein wenig Farbe zu geben. „Diese Art Feste sind mir entsetzlich; Gesellschaften bei Tageslicht finde ich abgeschmackt. Ich bin hieher geflüchtet, um dem Treiben zu entrinnen.“

Liseli sah sie prüfend an und sagte: „Du willst mich täuschen. Ich sehe wohl, daß dir etwas ist, daß du leidest. Maria, ich bitte dich . . .“

Da die andre eine abwehrende Bewegung machte, wick sie zurück und sagte traurig: „Verzeih, ich bin aufdringlich; aber es tut mir so weh, dich leiden zu sehen!“

Donna Maria wandte bei diesen zärtlichen Worten den Kopf ab.

„Sorge dich nicht um mich,“ murmelte sie. „Das sind vorübergehende Stimmungen, über die ich morgen lächeln werde.“

Liseli schüttelte den Kopf.

„Nein, du wirst nicht darüber lächeln. Du hast einen Kummer, das ahne und fühle ich, und es betrübt mich von ganzem Herzen. Ich möchte dir jeden Schmerz fernhalten. O wenn ich es doch könnte!“

Sie sprach mit kindlicher Inbrunst. Dann ergriff sie Donna Marias Hände und rief leidenschaftlich: „Ich würde jedes Opfer bringen, um dir Leiden zu ersparen!“

„Jedes?“

„Ja, jedes!“ antwortete Liseli aufflammend.

Maria fühlte, daß sie die Wahrheit sprach, und sagte sich, daß die neuaufgekeimte Liebe noch keine tiefen Wurzeln in dem jungen Herzen geschlagen haben

könne. Sie hätte ein Weib aus dem Volke sein mögen, um schreien zu dürfen: „Laß ihn mir.“ Aber das durfte sie ja nicht; sie waren Frauen aus der Gesellschaft, aufgewachsen im Banne der Gesellschaft und ihrer Vorurtheile. Contessa Anguillara versuchte zu lächeln.

„Ich danke dir; du bist eine gute kleine Seele. Aber du kannst mir nicht helfen, niemand kann mir helfen. Komm zum Tennispiel, wir wollen vergnügt sein. Kannst du vergnügt sein?“ fragte sie scherzend.

„Ja, seit einigen Tagen! Seit einigen Tagen bin ich so viel froher . . .“

Hastig legte Donna Maria ihre Hand auf den Arm der Sprecherin.

„Du bist froh — und warum?“

Einen Augenblick bangte ihr vor einer Antwort. Sie fürchtete Worte zu hören, die sie in Verzweiflung gestürzt hätten. Aber Liseli sagte nichts, sie erröthete nur heftig, und dieses Erröthen schien Donna Maria ein berebtes Geständnis. Sie fühlte sich wie zerschmettert; der Himmel, die Bäume, die Blumen, alles um sie her wurde dunkel.

Als die beiden jungen Frauen auf dem Tennisplatze ankamen, spielte Roffredo gerade, dessen schlanker, geschmeidiger Gestalt der weiße Flanellanzug vorzüglich stand. Er war der einzige von allen Spielern, der keine Blume im Knopfloch trug. Liseli bemerkte es, löste einige rosa Geranien von ihrem Kleide und ordnete sie zu einem Sträußchen, das sie nach Schluß der Partie ihrem Gatten überreichte. Er dankte ihr lächelnd und steckte die Blumen ins Knopfloch.

„Wie ich dir sagte, meine Liebe — die reinen

Turteltauben!“ sagte eine Stimme neben Donna Marias Ohr.

Donna Clelia kam gerade über den Rasen, gefolgt von einem Gartenburschen, der Stecklinge trug. Sie hatte die kleine Szene beobachtet und versetzte dem Gemüt ihrer Nichte den Dolchstoß, den Roms Frauen aus dem Volke denen so sicher ins Fleisch zu senken wissen, die sie hassen oder zu sehr lieben.

Contessa Anguillara richtete sich in die Höhe; der eingedrungene Stahl weckte ihre Willenskraft, ihre Wahrhaftigkeit.

„Welch eine Freude für dich, Tante! Denn diese Heirat ist dein Werk.“

Und leiser setzte sie hinzu: „Was auch geschehen mag, es ist dein Werk!“

Sie verließ dann Clelia und wandte sich lächelnd an einige Herren, die auf sie zu kamen.

„Wer von Ihnen kommt mit nach Zagarolo, meine Herren? Donna Giulia Monticelli und ich wollen morgen hin. Ich besitze da unten ein altes Eulennest . . .“

Roffredo Balsorano hörte den Vorschlag. Das alte Nest in Zagarolo! Einem unwiderstehlichen Zuge folgend, trat er hinzu, um die Pläne für den morgenden Ausflug zu hören und sich an dem Gespräche zu beteiligen. Dann wußte er es so einzurichten, daß er mit seiner Cousine allein blieb.

„Maria, darf ich mit nach Zagarolo kommen?“ fragte er.

„Die Fahrt würde für deine Frau zu anstrengend sein,“ entgegnete sie, die Augen niederschlagend. „Ich fordere euch daher auch nicht dazu auf.“

„Wer spricht von Liseli?“ sagte Roffredo. „Sie wünscht sich nichts Besseres, als zu Hause bleiben zu dürfen.“

„Ja, mit dir!“

„Mit mir?“

Der junge Mann lachte hell auf.

„Ich dachte, sie wäre vergnügter ohne mich.“

Er äußerte diese Ansicht ohne jede Bitterkeit, zu Frieden, daß er so sprechen konnte. Dann fügte er hinzu: „Sie ist übrigens ein guter kleiner Kamerad. Seit einigen Tagen fange ich an, sie besser kennen zu lernen.“

„Seit einigen Tagen!“ so hatte auch Liseli gesagt. Diese Zeitangabe mußte einen Wendepunkt in ihrer beider Leben bezeichnen. Donna Maria wußte nicht, was sie denken sollte.

„Was ist vor ‚einigen Tagen‘ geschehen?“ fragte sie so leise, daß er sich zu ihr beugen mußte, um sie zu verstehen. Er zögerte. Wenn sie ihn angesehen hätte, würde sie bemerkt haben, daß auch er rot geworden war.

„Nichts! Im Gegenteil. Wir haben uns nur geeinigt . . .“

Also war es das, was sie befürchtet hatte! Sie hatten sich geeinigt! Er war auf dem Wege, Liselis Wert zu entdecken, er würde sie lieben, wie er sie nie geliebt hatte — tiefer, edler. Sie biß sich fast die Lippen blutig vor wilder Qual.

Sie waren inzwischen bis zur dritten Terrasse gelangt. Dort war es völlig einsam. Donna Maria lehnte sich an die Brüstung, an derselben Stelle, wo

Liseli sie eine Stunde zuvor gefunden hatte. In ihrem Gewissen wogte ein heftiger Kampf. Einen Augenblick gewann die Großmut die Oberhand, und sie sagte: „Du wirst glücklich werden, Roffredo.“

„Glücklich?“ fiel er ihr ins Wort. „Ich habe auf dieser Welt nur einen Beruf: Dich lieben. Und gerade jetzt . . .“

„Gerade jetzt?“ fragte sie atemlos, da er innehielt.

„Gerade jetzt ist das Wort ‚glücklich‘ Hohn in deinem Munde.“

Donna Maria verbarg das Gesicht in den Händen. Ihr war, als steige sie allmählich aus einem grauenvollen Abgrund herauf, in den sie hinabgestürzt war.

„Aber dann begreife ich nicht,“ murmelte sie. „Was gibt es seit einigen Tagen Neues zwischen dir und Liseli?“

„Nichts!“

Doch nach einigem Zögern setzte er hastig hinzu: „Nichts, als daß wir fortan wie Bruder und Schwester leben werden. Sie hat mir zu verstehen gegeben, daß wir uns auf diese Weise wohler fühlen würden.“

Donna Maria schaute auf den dunkelnden Horizont, und ihr war, als blicke sie in ein Meer von Licht, über dem hundert flammende Abendsonnen standen. Beide versanken in Schweigen. Aber sie war noch nicht völlig beruhigt.

„Also liebst du sie nicht, und sie liebt dich nicht?“

„Mich lieben? Liseli? Fällt ihr nicht ein. Und was mich anlangt, so weißt du wohl, daß . . .“

Er vollendete nicht, sondern neigte sich über sie und flehte in halbersticktem Tone: „Maria, Maria! Laß mich nach Zagarolo mitkommen!“

Sie legte den Kopf zurück und sah ihm tief in die Augen. Sie hatte ihn immer geliebt, liebte ihn immer noch. Darin allein lag für sie der Wert, der Sinn des Lebens. Dennoch zögerte sie.

„Ich würde jedes Opfer bringen, um dir Leiden zu ersparen,“ hatte Liseli an dieser selben Stelle gesagt. Es war Donna Maria, als flüsterte der Abendwind ihr diese Worte zu. Sie wollte darin einen Wink des Schicksals sehen, und in der Verblendung einer Leidenschaft, die durch die erlittenen Qualen auf höchste gesteigert worden war, antwortete sie entschlossen: „Ja, komm nach Zagarolo!“

Siebentes Kapitel.

Sommer und Herbst waren verstrichen, die römische Geselligkeit war in vollem Gange, aber Liseli konnte nicht daran teilnehmen. Ihr Zustand verursachte ihr große Beschwerden und fesselte sie fast beständig ans Haus. Donna Clelia verachtete sie deshalb. Sie hatte seinerzeit nicht die geringsten Umstände mit sich gemacht und noch am Abend vor der Geburt ihrer Kinder getanzt, da beide während des Karnevals zur Welt gekommen waren. Die kleine Galizierin, die sich ein solches Getue erlaubte, erschien ihr albern und zimperlich. Um duldsam gegen sie sein zu können, mußte sie sich vorhalten, daß das erwartete Kind ein Balsorano und der Erbe der Lasiewiczischen Güter sein würde, und daß ihm ein günstiger Eintritt in diese Welt bereitet werden müsse.

Diese Zeit der Erwartung wurde Liseli sehr lang. Die Tage wollten kein Ende nehmen. Nicht daß Rosafredo es an Freundlichkeit hätte fehlen lassen; vielmehr kam er täglich mehrmals, um nach ihr zu sehen, setzte sich ein Weilchen neben ihr Ruhebett und plauderte oft heiter mit ihr. Aber das Gebiet ihrer Unterhaltung war beschränkt und ging nicht über die Vorkommnisse des alltäglichen Lebens hinaus. Liseli hatte viele einsame Stunden, die sich durch Lesen nicht genügend ausfüllen ließen, um so weniger, als der Arzt ihr verboten hatte, darin zu viel zu tun. Was blieb ihr also anders übrig, als in Gedanken und Träumen zu schwelgen? Und aus diesem Brüten erwuchs ein brennendes Heimweh, ein Trauern um die Vergangenheit, eine Sehnsucht nach ihrem Vater, die mehr im Geiste, als im Gemüte wurzelte; denn Graf Sigismund war kein zärtlicher Vater gewesen. Ganz in seinen Gram und in seine Arbeiten versunken, hatte er nicht daran gedacht, liebevoll gegen seine Tochter zu sein. Er beschränkte sich darauf, sie seinem geistigen Leben anzugliedern, sie an seinen Gedanken teilnehmen zu lassen. Aber diese geistige Gemeinschaft hinterließ bei Liseli eine Leere, die von Tag zu Tag tiefer wurde.

Nur eines Menschen Gesellschaft vermochte dieses Gefühl zu verschleichen oder doch wenigstens für den Augenblick zu betäuben. Wenn Donna Maria bei Liseli war, schien es dieser, als liebe sie Rom, als sei sie glücklich, dort zu sein. Sie hätte ihre Freundin immer um sich haben mögen, aber Contessa Anguillara entzog sich ihr und ließ sich oft tagelang nicht blicken. Dann erschien sie reuig wieder, umgab die Leidende mit ängst-

licher Sorgfalt und überschüttete sie mit aufgeregten Liebkosungen. Wenn Liseli krank war, eilte sie oft zweimal den Tag an ihr Lager und beunruhigte sich über jedes noch so geringfügige Anzeichen. Eines Abends, um die Dämmerstunde, als beide sich im Schatten des Lampenschirms am Kamin niedergelassen hatten, Liseli ausgestreckt, Maria in einem Sessel neben ihr, die erste ins Feuer, die zweite in ihr eigenes Herz blickend — fragte die junge Contessa Balsorano plötzlich, ihren Gedanken Worte leihend: „Wem wohl das Kind gleichen wird?“

Keine Antwort. Sie hob von neuem an: „Das frage ich mich oft. — Raffredo? — Was meinst du?“

„Vielleicht wird es ein Laskewicz,“ antwortete Donna Maria ausweichend.

Ihre Stimme klang so rauh, daß Liseli ausrief: „Du bist ja heiser. Wie sonderbar, daß ich das noch nicht bemerkt habe!“

Wieder verstummten beide; dann nahm Liseli abermals das Wort: „Weißt du, wem ich möchte, daß es gleiche, namentlich wenn es ein Mädchen ist?“

„Nein. Wem denn?“

„Dir!“

„Mir?“

„Ja, dir. Das wäre gar nicht unmöglich. Meine Schwiegermutter ist eine Riardo, und ihr seht euch sehr ähnlich. — Wie würde ich ein Kind lieben, das dir gleiche!“

Sie streichelte Donna Marias Wangen und bemerkte, daß diese von Tränen naß waren.

„Du weinst?“

Da sie keine Antwort erhielt, fragte sie nicht weiter. Sie glaubte, Donna Maria weine, weil sie selbst kein Kind gehabt hatte, und warf sich vor, plump an eine Wunde gerührt zu haben.

Als Roffredo sich am Abend dieses Tages zu Contessa Anguillara begab, fand er verschlossene Türen. Die Herrin des Hauses war nicht zu sprechen. Sie hatte befohlen, niemand vorzulassen. Wenn Roffredos enttäuschte Blicke durch die Wände des alten Palastes Anguillara hätten dringen können, so hätte sich ihnen ein Schauspiel geboten, dessen, wie man sagt, die Engel im Himmel sich freuen: das Schauspiel eines heftigen Gewissenskampfes. Er hätte gehört, wie eine schuldbelastete Seele ächzte: „Ich kann nicht mehr!“ Umsonst versuchte Donna Maria, sich durch Vernunftgründe zu beschwichtigen: „Sie liebt ihn nicht, ich begehe kein Unrecht an ihr; alles, was andre Frauen als Stachel empfinden würden: Vorurteile, gekränkte Eigenliebe — liegt ihr fern.“ Doch die quälende Angst wollte nicht weichen.

Liselis Ahnungslosigkeit und kindliches Vertrauen wurde weder von der römischen Gesellschaft, noch von ihrer nächsten Umgebung geteilt. Donna Clelia war sich völlig klar darüber, wie die Dinge zwischen Roffredo und Donna Maria standen, und verachtete ihre Schwiegertochter wegen ihrer Arglosigkeit, wie sie sie wegen ihrer körperlichen Leiden verachtete. Im Grunde war sie entzückt von der Wendung, die die Sache genommen hatte: die Vorsehung machte ihren Sohn glücklich, nachdem sie ihn reich gemacht hatte, und ersparte ihm, dank der Verblendung seiner Frau, die Unannehmlichkeit häuslicher Szenen. Die männlichen Familien-

mitglieder fanden die Lage weniger erbaulich. Don Beppino mißbilligte sie, weil Liseli sein altes Herz gerührt hatte. Was Antonio Balsorano betrifft, so war er frei von der altmodischen italienischen Empfindsamkeit und teilte die modernen Ansichten der römischen Gesellschaft über die Ehe, die unvergleichlich viel strenger sind als ehedem.

Eines Tages hatte er die Berwegenheit, seine Mutter zur Rede zu stellen. Er war in Folge seiner unabhängigen Lage weniger fügsam als Roffredo, aber die Schwerefülligkeit seines Verstandes hielt ihn sonst ab, sich in Wortgefechte mit seiner redegewandten Mutter einzulassen. Diese war daher aufs äußerste verblüfft über seinen Unternehmungsgeist.

„Wenn Liseli eine Römerin wäre, würden wir alle jungen Frauen der Gesellschaft gegen uns haben. Da sie aber eine Ausländerin ist und sich linksch und schüchtern zeigt, bedauert man sie weniger.“

„Und warum sollte man sie wohl bedauern, da sie nichts ahnt?“

„Aber wenn ihr die Augen aufgehen!“

„So wird sie es machen, wie so viele andre! Übrigens bleibt alles in der Familie. Der Anstand wird nach außen hin gewahrt. Sie hat die törichte, aber für uns vorteilhafte Idee gehabt, sich in Maria zu vernarren. Das bringt alles ins Lot.“

„Du willst sagen, daß die ganze Stadt sich darüber lustig macht! Sag an, Mama, könntest du dich nicht ins Mittel legen? Jedermann weiß, wie unbegrenzt dein Einfluß auf Roffredo ist. Man wird schließlich glauben, du seiest im Einverständnis . . .“

„Meine Geduld scheint gleichfalls für unbegrenzt gehalten zu werden!“ rief Donna Clelia außer sich. Einer ihrer Söhne wagte es, ihr Ratschläge zu ertheilen!

„Kein Wort weiter, Antonio!“ gebot sie. „Ich habe alles aufs beste eingerichtet und verbiete dir, daran zu zweifeln.“

Und sie verabschiedete ihn wie ein naseweises Kind.

Der alte Beppino Balsorano wagte es, sich seinerseits mit der Duchessa Oriolo in Streit einzulassen. Gleich Donna Clelia weigerte sie sich, Liseli zu bedauern, vielmehr fand sie es ganz richtig, daß Koffredo zu seiner wahren Liebe zurückgekehrt war, tadelte aber Donna Maria wegen ihrer erheuchelten Freundschaft.

„Das ist unpassend,“ sagte sie. „Diese verstellte Bärtlichkeit ist widerwärtig.“

„Aber sie ist nicht verstellt,“ versuchte Don Beppino einzuwenden. „Die beiden Frauen lieben sich wirklich.“

Die Duchessa suchte die Achseln.

„Bacsischschwärmerei von der einen Seite, Berechnung von der andern.“

„Ich versichere Ihnen, wenn Sie sie beobachten könnten, wie ich . . .“

„Sehen Sie, mein Bester, die Frau liebt ihre Eltern, ihre Kinder, ihren Gatten, wenn sie kann, ihren Geliebten in den meisten Fällen. Alles übrige ist Einbildung oder Verstellung!“

„Meinen Sie?“ sagte der Freund, sich gewohnheitsmäßig dem Urtheil deren unterordnend, die seit vierzig Jahren der Leitstern seiner Gedanken war. Aber er war nicht ganz überzeugt, sondern fragte sich im stillen,

ob das nicht eine zu geringe Meinung von der Liebesfähigkeit des Frauenherzens wäre.

Zwei Monate später fand die Niederkunft der kleinen Contessa Balsorano statt. Wenn die Duchessa Oriolo bei diesem Ereignis zugegen gewesen wäre, so würde sie erkannt haben, daß es auch außerhalb der Gebiete, auf die sich ihrer Ansicht nach das Gefühlleben der Frau beschränkte, tiefe Empfindungen geben könne.

Liseli mußte die Geburt ihres Kindes durch lange und furchtbare Leiden erkaufen und ließ Donna Maria nicht von ihrer Seite. Donna Clelia hatte das Zimmer verlassen müssen; zu den Schmerzen ihrer Schwiegertochter kamen Nervenanschläge, sobald sie erschien. Auch Roffredo war aus dem Gemache verbannt worden, wo sein Sohn geboren werden sollte.

„Sage Roffredo, er möge nicht wiederkommen,“ hatte Liseli zu der Contessa Anguillara gesagt. „Daß niemand herein, als den Arzt und die Pflegerin. Wenn ich sterben muß, so will ich mit dir allein sein.“

Donna Maria war nicht fromm, aber ein verzweifeltes Flehen stieg in ihrem Herzen auf.

„Lieber Gott, laß sie nicht sterben! Wenn sie stürbe, würde sie alles erfahren, und ich kann es nicht ertragen, daß sie es erfährt!“

Endlich kam das Kind zur Welt. Es war ein Knabe. Man rief Donna Clelia, man rief Roffredo. Die Contessa nahm das Püppchen in ihre Arme und hielt es Roffredo hin, damit er es küsse. Bleich und bewegt, streifte er das kleine rote Gesicht mit seinem Schnurrbart, aber in seiner Haltung lag nichts von Vaterstolz,

sondern er fühlte sich unbehaglich und verlegen. Donna Clelia hielt noch immer das Kind in den Armen.

„Es ist ein echter Balsorano,“ erklärte sie. „Ein wenig schwächer als sein Vater und sein Onkel. Er muß aufs Land. Anfang März gehe ich mit ihm nach Castel-Gandolfo.“

Vom Bett ertönte eine schwache Stimme: „Mein Sohn! Gebt mir meinen Sohn!“

Donna Clelia machte Miene, sich zu widersetzen, aber die Pflegerin nahm ihr das Kind weg und legte es der Mutter aufs Bett. Diese wandte den Kopf nach ihm hin und murmelte: „Ich werde dich erziehen! Ich allein!“ —

Roffredo war der einzige, der diese Worte hörte, und er dachte, daß Liseli recht habe. Donna Clelias Erziehung hatte herbe Früchte getragen, deren Bitterkeit er beim Anblick von Donna Marias entstelltem Gesicht, beim Anblick seines Kindes empfand, dem er nichts zu geben hatte.

Drei Tage später lag Liseli im Sterben. Der Eigensinn Contessa Balsoranos, die die Verordnungen der Ärzte in den Wind geschlagen hatte, war schuld daran. Die junge Frau erkannte niemand mehr, was sich Donna Clelia zu nuzе gemacht hatte, indem sie sich zur Alleinherrscherin im Krankenzimmer aufwarf. Sie bestimmte alles, und hatte Donna Maria aus Rache den Eintritt untersagt. Nur Roffredo durfte hinein, denn der Anstand forderte seine Gegenwart in diesem feierlichen Augenblicke.

Von Stunde zu Stunde lauteten die Nachrichten ernster. Der berühmteste Arzt Roms, der, den man

ruft, wenn es auf Leben und Tod geht, hatte, nachdem er die Kranke untersucht, jene niedergeschlagene Gebärde gemacht, die die Waffen streckt. In einem Nebenzimmer war die Familie versammelt und wartete auf das Ergebnis der Beratung. Roffredo trat ein und sagte mit tonloser Stimme einige Worte. Er empfand ein dumpfes Bedauern, die junge Mutter seines Sohnes sterben zu sehen, und sein Gewissen begann ihm Vorwürfe zu machen, daß er sie geheiratet hatte. Nachdem Don Peppino und Antonio Balsorano den Richterspruch gehört hatten, nahmen sie ihre Hüte und gingen hinaus. Roffredo sah sich darauf nach Donna Maria um, doch diese war verschwunden. Endlich fand er sie in einem andern Zimmer, vor einem Sofa knieend, das Gesicht in den Kissen verborgen. Als sie ihn kommen hörte, fuhr sie auf und fragte atemlos: „Nun?“

Roffredo ahmte die niedergeschlagene Gebärde des Arztes nach. Contessa Anguillara verstand.

„Also muß sie sterben?“ stammelte sie.

Er senkte den Kopf, unfähig, ein Wort hervorzubringen. Donna Maria griff sich an die Stirn.

„Du sagst, sie müsse sterben. Aber sie darf nicht sterben. Ich will nicht, daß sie stirbt. Wenn sie stürbe, würde sie alles erfahren!“

Und sie rang die Hände, ihre Augen weiteten sich vor Entsetzen. Roffredo versuchte, sie mit der herkömmlichen Versicherung zu trösten, daß die Toten die Dinge von oben sehen. Doch sie hörte nicht auf ihn und ihre Zähne klapperten vor Todesangst. Er sah sie versteinert an; nie hatte er geahnt, daß es so leidenschaftliche Gewissensbisse geben könne. Als er das Wort aus-

sprach, brach Maria in ein tonloses Gelächter aus, das trauriger als Schluchzen klang.

„Gewissensbisse? Wer spricht von Gewissensbissen! Weil ich sie liebe. Hörst du? Weil ich sie liebe!“

Sie wankte einige Schritte, dann kehrte sie zu Roffredo zurück.

„Ich liebe sie mehr als dich,“ sagte sie mit zornig zusammengebissenen Zähnen. „Ja, mehr als dich. — Ich liebe sie mit meinem besten Selbst, während ich dich . . .“

Sie verstummte und rief, ihn heftig von sich stoßend: „Aber so geh doch zu ihr! Laß andre Ärzte rufen, alle Ärzte Roms. Telegraphiere nach Neapel. Schnell, schnell!“

Sie begleitete ihn bis zur Thür.

„Laß mich zu ihr!“ flehte sie. „Ich werde sie schon dem Tode abzurufen wissen.“

Aber Roffredo führte sie mit sanfter Gewalt ins Zimmer zurück.

„Nein, das geht nicht! Meine Mutter . . .“

Er brauchte nicht auszureden; erschöpft war Donna Maria wieder auf die Kniee gesunken. Ihre schwarzen Flechten segten den Teppich; aus ihrer Brust drang ein verzweifelttes Stöhnen: „Laß sie nicht sterben, lieber Gott! Nimm mein Leben für das ihre.“

Achtes Kapitel.

Graf Sigismund ließ das Buch sinken, aus dem er vorgelesen hatte.

„Es ist Zeit, daß du dein Pulver einnimmst, Liseli,“ sagte er.

Damit stand er auf und machte das weiße Oblatenpäckchen zurecht. Ein Gesicht schneidend, schluckte die junge Frau es hinunter, dann sagte sie, ihrem Vater zulächelnd: „Niemand versteht es so schön zurechtzumachen wie du, selbst Maria nicht.“

Graf Laszewicz gab keine Antwort. Die allzu häufige Wiederholung des Namens der Contessa Anguillara begann ihn zu verdrießen. Die Frau gefiel ihm, er fühlte, daß sie ihn hätte bezaubern können, aber seine Tochter unaufhörlich von ihr sprechen zu hören, erweckte in ihm feindselige Regungen.

Die Ankunft von Liselis Vater in Rom war für die Balsorano eine mehr plötzliche als angenehme Überraschung gewesen. Während der schweren Krankheit der jungen Frau hatte Donna Clelia, der zweckloses Verwehlen zur Gewohnheit geworden war, stets beruhigende Nachrichten nach Galizien gesandt. Graf Laszewicz hatte keine Ahnung, in welcher Gefahr seine Tochter geschwebt hatte, und war ganz unbesorgt. Aber mit der Zeit, und da Liseli noch immer nicht selbst an ihn schrieb, stiegen ihm Zweifel auf. Diese wuchsen zusehends, und eines schönen Tages reiste er unangemeldet nach Italien ab. Das Opfer, das er damit brachte, war nicht gering. Allein in diese einst so sehr geliebte Stadt zurückzukehren, war ihm stets als über seine Kräfte gehend erschienen. Um ihn dazu zu bewegen, hatte es jenes dunkeln, unwiderstehlichen Triebes bedurft, der zuzeiten das Leben der Menschen beherrscht, und der in diesem Fall das Ergebnis einer ihm selbst un-

bewußten, langsamen und verborgenen Gewissensarbeit war, aus der das Gefühl seiner väterlichen Verantwortlichkeit emporstieg.

Als er in Rom ankam, war Liseli außer Gefahr, aber noch bettlägerig. Während ihrer langwierigen Genesung verfolgte Graf Sigismund aufmerksam alle Rundgebungen ihrer Umgebung. Er war ein zu unachtsamer Vater gewesen, als daß sie hätte gewöhnt sein sollen, sich gegen ihn auszusprechen; unmittelbare Aufschlüsse durfte er also nicht erwarten. Was er sah, machte ihm auf den ersten Blick einen guten Eindruck: Roffredo schien um die Gesundheit seiner Frau besorgt, Donna Clelia wagte nicht, sich allzu herrisch zu zeigen, Don Peppino und Antonio Balsorano benahmen sich freundschaftlich, und Liselis Entzücken über ihr neugeborenes Söhnchen brach sich oft in hellem Jubel Bahn. Sie konnte kindlich lustig mit dem Kleinen sein; dann wieder machte ein Ausdruck tiefer Zärtlichkeit ihr Gesicht oft plötzlich ernst.

„Ich liebe ihn zu sehr,“ sagte sie zu Donna Maria. „Wie soll ich dann im stande sein, ihn zu erziehen, einen Mann aus ihm zu machen — einen Helden; denn mein Sohn soll ein Held werden!“

Sie lachte vor Vergnügen, und Donna Maria lachte mit. Diese Heirat, aus der sie jede Möglichkeit von Liebe verbannt hatte, gab Liseli durch die Mutterschaft Glück, und das beruhigte ihr Gewissen. Überhaupt war dies für sie eine Zeit der Beschwichtigung. Contessa Anguillara war nicht sonderlich fromm, aber sie glaubte an die Kraft des Gebetes; sie war überzeugt, daß Gott ihr Flehen erhört habe. Ihr verdankte die Frau ihres

Geliebten das Leben. Wie Jakob hatte sie verzweifelt und siegreich mit dem Engel gerungen. Von nun an waren sie quitt. Auf die furchtbare Anspannung ihres ganzen Wesens war durch Liselis Genesung eine Erschlaffung gefolgt, welche Donna Maria mit Wonnen genoss, in ihrem wiedergewonnenen Gleichgewicht sich fast der Seelenangst schämend, deren Zeuge Roffredo gewesen war.

Die Ankunft des Grafen Laszewicz verscheuchte diesen heiteren Frieden. Donna Maria hatte sich mit der Zeit an Liselis Zärtlichkeiten gewöhnt, aber unter den Augen des Vaters kam wieder die alte Scham über sie. Dieser sanfte, ernste, träumerische Mann stößte ihr Scheu ein. Die römische Gesellschaft und Donna Clelia hatten sich in die Lage gefunden; er dagegen würde sich nie darein finden, sie nie verstehen, nie entschuldigen. Contessa Anguillara fühlte, daß hier Verstellung not tat, und die Balsorano leisteten in stillschweigendem Einverständnis ihrer behutsamen Taktik Vorschub. In Gegenwart von Liselis Vater vermieden sie und Roffredo jeden noch so leisen Anschein von Vertraulichkeit. Alles kam übrigens zusammen, um Graf Sigismund zu verblenden: das eingezogene Leben, das er in Rom führte — er schützte das Befinden seiner Tochter vor, um jeden gesellschaftlichen Verkehr zu meiden — seine zurückhaltende Natur, seine eigenartige Geistesrichtung. Wer beständig in vertrautem Umgang mit den indischen Göttern lebt, wird notwendigerweise kurzfristig in Welt- und Liebesangelegenheiten.

Mit der Zeit kamen indessen dem Grafen Sigismund gewisse Mängel in der Ehe seiner Tochter zum

Bewußtsein. Seit es ihr besser ging, war Roffredo viel abwesend, und, selbst wenn er da war, schien er mit seinen Gedanken stets anderswo zu sein. Nie eine Liebkosung, nie ein Zeichen zärtlicher Fürsorge! In seinen krausen Bart hineinlächelnd, trat er ins Zimmer, streckte seine lange geschmeidige Gestalt in einem Sessel aus, wechselte einige Worte, rauchte mit zerstreuten Blicken eine Zigarette, schüttelte seiner Frau kameradschaftlich die Hand und ging. Liseli schien sich über dieses gleichgültige Benehmen durchaus keine Gedanken zu machen; ihr Wesen gegen ihren Mann war offen und freundschaftlich.

Graf Laszewicz begann nun, den Lebenswandel seines Schwiegersohnes scharfer zu beobachten. Roffredo kam zu guter Zeit nach Hause, er beteiligte sich nicht an dem leichtfertigen Treiben der römischen jungen Männer, seine Tageseinteilung schien regelmäßig, aber er erzählte nie, wo er seine Zeit zugebracht hatte. Eines Tages befragte Graf Sigismund endlich seine Tochter.

„Was tut Roffredo eigentlich? Womit beschäftigt er sich?“

Der Gedanke, daß Roffredo sich beschäftigen könne, schien Liseli in Erstaunen zu setzen.

„Ei! Mit nichts,“ antwortete sie. „Ein wenig Radfahren, ein wenig Tennis . . .“

„Spielt er?“

„Ich glaube nicht. Die Balsorano sind haushälterisch.“

Lachend erzählte sie eine Geschichte von Donna Clelia's Sparsamkeit.

Aber ihr Vater gab nicht acht darauf. Er folgte seinem Gedankengang.

„Du solltest deinen Mann antreiben, etwas zu tun,“ sagte er. „Heutzutage wird ein Mann ohne Beschäftigung . . .“

„Das ist schwierig. Er hat keinen Beruf.“

„So mag er sich einen schaffen. Da ist zum Beispiel die Politik, die Landwirtschaft . . . Roffredo ist doch begabt.“

Liseli zuckte leise die Achseln.

„Er liest keine Zeitungen und das Landleben ist ihm zuwider.“

„Mein Sohn wird das alles tun,“ setzte sie hinzu.

„Wie wär's, wenn du dich einstweilen ein wenig um den Vater deines Sohnes kümmerst?“ meinte Lasiewicz lachend.

Sie errötete. Es schien ihr, als ob ihr Sohn ihr allein gehöre.

„Du solltest wenigstens deinen Mann anregen, zu lesen, sich zu unterrichten,“ fuhr der Graf fort. „Roffredos Bildung ist mangelhaft.“

„Sage lieber: gleich null!“

Diese herbe, verächtliche Erklärung war eine Offenbarung für den Vater. Der geistige Abstand zwischen seinem Schwiegersohn und seiner Tochter war zu groß. Aber wenn Liseli in ihren Mann verliebt gewesen wäre, hätte sie diesen Abstand nicht ermessen, und er begriff nicht, daß sie nicht in ihn verliebt war. Wie alle einsiedlerischen, schüchternen Männer hatte er eine übertriebene Vorstellung von der Macht, die körperliche Kraft und Schönheit über die Frauen haben; seine Stephanie war eine Ausnahme gewesen. Liselis Gleichgültigkeit kam jedenfalls daher, daß ihre Sinne noch schliefen;

wenn sie erwachten, würde ihre Ehe sich wohl noch ganz leidlich gestalten. Roffredo war ja gutmütig, lenksam . . .

Graf Sigismund hatte sich durch diese Betrachtungen einigermaßen über die Zukunft seiner Tochter beruhigt und schickte sich an, Rom zu verlassen, als ein Wort der Duchessa Oriolo ihn unsanft aufrüttelte. Es war bei seinem Abschiedsbesuch. Wehmütig sprach er zu der Duchessa von seinem einsamen Leben, von dem verlassenen Hause, das in Galizien seiner wartete. . . . Sie hörte aufmerksam zu; dann rief sie plötzlich: „Nehmen Sie doch Lifeli mit!“

Er hielt das für Scherz.

„Und was würde ihr Mann dazu sagen?“

„Roffredo?“

Um ihre Lippen huschte ein Lächeln.

„O, darum machen Sie sich keine Sorge!“

Die Duchessa sah an dem beunruhigten Gesichte ihres Zuhörers, daß sie unvorsichtig gewesen war, und fügte rasch hinzu: „Sie wissen ja, daß er zu allem ja sagt. Donna Clelia ist eine strenge Zuchtmeisterin; sie hat ihre Söhne gut dressiert.“

Graf Laszewicz tat, als ließe er diese glaubhafte Erklärung gelten, aber von Stund an marterte eine bestimmte Befürchtung seinen Geist. Er verschob seine Abreise unter dem Vorwande, daß seine Nachforschungen in der Bibliothek des Vatikans noch nicht beendet seien, fing an, sich schärfer umzusehen, und entschloß sich sogar, frühere Beziehungen wieder aufzunehmen; ja, er trat mit einigen Familien in gesellschaftlichen Verkehr. Zum Unglück war er in Rom fremd geworden; niemand

wagte in seiner Gegenwart offen von Dingen zu sprechen, die ihn berühren konnten. Außerdem gehörten seine Bekannten den kosmopolitischen Kreisen an, während die Balsorano sich in einer fast ausschließlich römischen Clique bewegten. Die Verwandten, die er in Italien hatte, waren durch die wirtschaftliche Krisis verarmt und hatten sich in die Provinz zurückgezogen; sie konnten ihn also in seinen Nachforschungen nicht unterstützen. So brachte er nichts heraus, als was er bereits wußte: Roffredo galt weder für einen Spieler, noch für einen Wüstling; er verkehrte weder in Kneipen, noch bei leichtfertigen Frauen; nie aber erhob sich eine Stimme, um dem Grafen Angenehmes über das Glück seiner Tochter oder die häuslichen Tugenden seines Schwiegersohnes zu sagen.

Er kehrte täglich mutloser in den Palazzo Balsorano zurück, wo er Liseli mit blassem, durch die Krankheit noch schmaler gewordenem Gesichtchen auf ihrem Ruhe-
bette fand, den Kleinen im Arm und galizische Weisen auf den Lippen. „Wie sie ihrer Mutter gleicht!“ dachte er. Auch Stephanie hatte ihrem Kinde stundenlang dieselben schwermütigen Lieder vorgesungen, aber sie war nicht einsam gewesen, stets war eine andre Stimme in die Melodie eingefallen, während Liseli immer allein war.

Hin und wieder traf er Donna Maria bei seiner Tochter, aber kaum war er ins Zimmer getreten, so stand sie auf. Eines Abends, wo er noch bedrückter als sonst heimkehrte, fand er die beiden Frauen wieder beisammen, doch schon nach einigen Minuten verabschiedete Contessa Anguillara sich.

„Willst du schon gehen, Liebste?“ seufzte Liseli.

„Ja, ich lasse euch allein. Ihr habt euch gewiß viel zu sagen.“

„Nein! nein! bleib noch. Papa und ich haben keine Geheimnisse. Und außerdem werden wir den ganzen Abend unter vier Augen sein; denn Koffredo speist auf dem Lande bei Bekannten.“

Aber Donna Maria ließ sich nicht überreden.

„Mich hast du immer, während dein Vater . . .“

Sie ergänzte den Satz durch eine verbindliche Handbewegung und bog sich hinab, um Liseli zu umarmen, die in leidenschaftlicher Aufwallung die Arme um den Hals ihrer Freundin schlang. Ganz die Bewegungen ihrer Mutter! Graf Sigismund wandte den Kopf ab; die Ähnlichkeit seiner Tochter mit seiner verstorbenen Frau machte sie ihm teurer, erweckte die Stimme der Vaterliebe in seinem Herzen. Wenn Liseli schon die Freundschaft so empfand, wie würde sie erst die Liebe empfinden! Sein Herz bebte vor Mitleid bei dem Gedanken an den nie wieder gutzumachenden Mißgriff dieser Heirat.

Während er diesen Betrachtungen nachhing, hatte Contessa Anguillara sich aus den sie umschlingenden Armen freigemacht und sich der Thür zugewandt. Von ihren Röcken, die seidenrauschend über den Boden glitten, von ihrem Otterjäckchen, von dem Schleier, der ihr zartgefärbtes Gesicht bedeckte, strömte ein feiner Frisdbust aus, den Graf Sigismund, der hinter ihr ging, gerade ins Gesicht bekam. Er war kein alter Mann, und das Blut stieg ihm ein wenig zu Kopfe. In dem zweiten Salon, aus dem es ins Vorzimmer ging, trat er näher an Donna Maria heran, nahm ihre Hand in die seine und

drückte einen Kuß darauf, ihr tief in die Augen sehend. Einen Herzschlag lang erwiderte sie seinen Blick, er empfing das Licht der grünen Augensterne und las darin seltsame, widersprechende Dinge: Furcht, Troß, Flehen. Er glaubte nicht recht gesehen zu haben und versuchte, sich zu überführen, aber sie hielt die Lider beharrlich gesenkt.

„Ich wollte Ihnen für Ihre Güte gegen Liseli danken,“ sagte Graf Laskewicz bewegt. „Sie sind ihr Halt in dieser fremden Umgebung, ihre Gefährtin, ihre Freundin!“

„Ja, ich bin ihre Freundin,“ antwortete Donna Maria.

Sie sprach aufrichtig. Hatte nicht die Kraft ihrer Liebe Liselis Leben Gott abgerungen?

„Bleiben Sie es immer!“ bat Graf Sigismund.

Donna Marias Ton hatte ihn warm berührt, und er machte sich Vorwürfe über seine feindseligen Regungen und über den Verdruß, den ihm Liselis schwärmerisches Gebaren verursachte. Da sie inzwischen im Vorzimmer angelangt waren, wo die Dienerschaft sich aufhielt, sah Contessa Anquillara sich der Notwendigkeit überhoben, das erbetene Versprechen zu geben.

Langsam kehrte der Graf ins Zimmer seiner Tochter zurück. Liseli, die noch ein wenig schwach war, hatte den Kopf in die Kissen geschmiegt und war eingeschlummert. Er betrachtete sie lange und stellte unwillkürlich im Geiste Vergleiche zwischen den beiden Frauen an. Er begriff wohl, daß die zarte Anmut der kleinen Galizierin eine schwache Waffe für dieses Land der Schönheit war, wo man Kultus treibt mit der Form

und erbarmungslos gegen die Häßlichkeit ist. Um den peinlichen Eindruck zu verschweigen, ging er noch einmal aus und irrte lange in den Straßen Roms umher. Es wurde Nacht. Er kam an das Ufer des Tibers, in der Gegend des Schlosses Sant' Angelo; dort hielt ein einspänniges Herrschaftscoupe. Kein Wappen, der Kutscher ohne Livree, die hölzernen Jaloufien herabgelassen. Graf Sigismund ging dicht daran vorbei und schritt dann langsam auf die Brücke zu, doch bevor er sie betrat, drehte er sich um. Ein Herr war an den Wagen getreten und schickte sich an, den Schlag zu öffnen, als dieser von innen aufgestoßen wurde. Eine Frauenhand streckte sich aus, der Mann ergriff sie und sprang in den Wagen. Dann fuhr dieser im Galopp davon. Liselis Vater fiel es wie Schuppen von den Augen; er hatte Roffredo erkannt.

Die Ehe seiner Tochter hatte also begonnen, wie andre enden. Alle Lücken waren jetzt erklärt. Sobald die erste Überraschung vorüber war, sah Graf Laskewicz der Lage ins Gesicht; er hatte den Fehler begangen — an ihm war es, ihn wieder gutzumachen. Da seine mittelbaren Nachforschungen ihm nichts verraten hatten, mußte er seine Zuflucht zu andern Wegen nehmen. Um Liseli verteidigen zu können, um einzugreifen, um Roffredo zu seiner Gattenpflicht zurückzuführen, war es notwendig, daß er alles wußte, alles: wie lange das Verhältnis bestand, welcher Art es war, wie die Frau hieß . . .

Aber als er den Plan für seine Nachforschungen entwerfen wollte, konnte er plötzlich nicht weiter. Wen sollte er fragen? Donna Clelia? Sie würde leugnen.

Don Beppino? Seine Stellung zur Duchessa Oriolo machte ihn in solchen Angelegenheiten verdächtig. Antonio Balsorano? Er würde sich aus männlichem und brüderlichem Gemeinfinn verpflichtet fühlen, die Wahrheit zu verschweigen. Sigismund Laskewicz seufzte. In welche Klemme hatte er sich durch sein feiges Einspinnen in seine Gelehrtenklausur gebracht! Schweren Herzens und ohne einen Ausweg gefunden zu haben, kehrte er zu seiner Tochter zurück. Seiner Träumernatur gemäß, überließ er es dem Zufall, ihm den Weg zu zeigen, auf den das Gefühl seiner väterlichen Verantwortung ihn wies.

Neuntes Kapitel.

Dieses Jahr war Ostern früh, noch vor der Fliederblüte. Während der Karwoche trug Graf Laskewicz seine Ratlosigkeit in allen Basiliken spazieren, als könnten die alten Kirchen, die so viele Menschenchicksale gesehen haben, ihm die Eingebung bieten, die seine Grübeleien ihm nicht bringen wollten. Aber die Mauern blieben stumm.

Am Gründonnerstag begab er sich nach San Giovanni in Laterano. In der Basilika Konstantins drängten Volk, Bürgerstand und Adel Roms sich in dichtem Gewühl durcheinander. Die Damen standen in Gruppen beisammen und unterhielten sich wie auf einer Gesellschaft. Während von den Gewölben die frommen Gesänge widerhallten und den Todeskampf des Heilandes, die

Dualen des Gekreuzigten, die unendliche Liebe des Erlösers schilderten, die weiten Hallen mit Schauern des Schmerzes und des Entsetzens füllend — schwaigten die Römerinnen ruhig von ihren Angelegenheiten. Die Ausländer entrüsteten sich über diese Zwanglosigkeit und hatten nichts Eiligeres zu tun, als sie nachzuahmen. Nur die Landleute aus der Umgegend schienen empfänglich für die hehre Stimme der Orgel, senkten in frommem Schauer das Haupt und nahmen in ihren einfältigen Herzen wirklich teil an der Todesangst von Gethsemane.

Graf Laszewicz war an diese Art, den Andachtsübungen der Karwoche beizuwohnen, seit langer Zeit gewöhnt, und es empörte ihn nicht mehr, die „Mutter und das Haupt aller Kirchen des Erdkreises“ in einen öffentlichen Platz verwandelt zu sehen, aber es fiel ihm auf die Nerven. Er hätte die Feier gern still und andächtig in jener allgemeinen Empfindung tiefer Gottesverehrung auf sich wirken lassen, die ihm in mohammedanischen Moscheen, wie in buddhistischen Tempeln und christlichen Kirchen Heimatsgefühl gab. Er sah sich nach einer dunkeln Ecke um, die ihm als Zufluchtsort dienen könnte, stieß das halbgeschlossene Gitter einer Seitenkapelle auf und ließ, an einen Pfeiler gelehnt, die Menge an sich vorüberziehen. Am meisten umlagert waren die Beichtstühle, von wo der weiße Stab sich auf die geneigten Häupter senkt, sie von jeder läßlichen Sünde lösend. So stand er eine Weile. Was er sah, nahm ihn nicht wunder, aber ihn erschütterte der Realismus dieser Masse, die nur für sichtbare Dinge Sinn hat.

Sinem naheliegenden Gedankengange folgend, verglich er Lifeli, die kleine, geschlossene Blume des Nordens,

mit den farbenprächtigen Blumen, die vor ihm prangten. Diese vollbusigen Frauen aus dem Volke, deren korallengeschmückte braune Hälse sich so fest und rund aus der Öffnung der Brusttücher hoben, diese Bürgerfrauen mit den Gemmenprofilen, diese Fürstinnen, die üppig und hochmütig durch die Gewölbe der Basilika schritten: sie alle traten mit königlicher Sicherheit auf, als forderten sie die andern Rassen heraus, sich mit ihnen zu messen, wie einst die Matronen der Republik und des Kaiserreiches es mit den Königstöchtern aufnahmen, die von den Konsuln und Generalen gefangen nach Rom geführt wurden.

Eine Dame streifte das Gitter der Kapelle und zog seine Blicke auf sich, aber zu spät, als daß er ihr Gesicht hätte erkennen können. Die schlanke, geschmeidige Gestalt erinnerte an Donna Maria; ein feiner Frisduft zog einen Augenblick durch die mit Weihrauch gesättigte Luft. „Sie ist es!“ dachte er und sah ihr nach.

Sie schlüpfte rasch durch die Menge, als wünsche sie, nicht aufgehalten zu werden, und suchte den Schatten der Wände. Er bemerkte, daß sie sich nicht vor der weißen Gerte neigte; sie verschmähte es, ihre kleinen Sünden zu tilgen. Sie lenkte ihre Schritte dem Ausgang zu, und bald verlor der Graf sie aus den Augen. Kurz darauf verließ auch er die Basilika durch das Haupttor. Vor ihm lag der herrliche Platz, wo das Auge hinschweift über die blauen Wellenlinien des Albanergebirges und die langen Bogenreihen der Aquädukte, die über die öde, endlose Ebene ziehen. Langsam stieg er die Stufen hinab und ging nach kurzer Überlegung schrägüber nach links, den Schritten derer folgend, die

sich beim Austritt nach der Scala Santa wandten. Es war schon spät, und die Volksmenge hatte sich größtentheils nach der Stadt zerstreut; nur auf der Pilatus-treppe, die, der Sage nach, Christus hinaufgestiegen ist, scheuerten noch etliche Gläubige ihre Kniee.

Langsam stieg eine Frau in der dunkeln Halle treppauf, ihre Röcke um sich ziehend. Graf Sigismund erkannte sie an dieser Gebärde. Einen Augenblick sah er ihr neugierig nach; dann bog er nach einer Seitentreppe ab, die ihn geradeswegs zu der farbigen Holzstatue des liegenden Christus führte. Frauen umdrängten die wundenbedeckte Gestalt des Gekreuzigten; eine jede wollte den Erlöser der Welt sehen, berühren, anbeten.

Die Vornehmen waren gegangen. Nur Leute aus dem Volk umgaben das Christusbild. Plötzlich brach eine arme Frau sich Bahn durch die Menge, warf sich über den blutigen Körper und bedeckte ihn, unverständliche Worte murmelnd, mit Tränen und Küssen. Es war eine alte, runzlige Bäuerin. Sie umarmte ihren Gott mit derselben Liebe und Verzweiflung, mit der sie einen toten Sohn umarmt haben würde. Dieser Auftritt rührenden, einfältigen Heidentums fesselte die Aufmerksamkeit Graf Sigismunds; er dachte nicht mehr an Donna Maria, als das Rauschen von Seide ihn wieder an sie erinnerte. Auch sie hatte sich zu dem Christusbilde Bahn gebrochen. Die grünen Augen zusammendrückend, warf sie einen Blick in die Runde, und da sie den Grafen nicht bemerkte, den zwei stämmige Frauen verdeckten, sank sie auf die Kniee, neigte ihr Gesicht über die blutigen Füße des Heilandes und

küßte sie, nicht leidenschaftlich wie die alte Bäuerin, sondern schein, als erschrecke sie über ihr eigenes Tun. Graf Sigismund beobachtete sie erstaunt, galt sie doch für freigeistig. Donna Clelia pflegte streng von ihr zu sagen: „Meine Nichte hat keine Religion,“ und niemand widersprach.

Diese fromme Aufwallung erschien dem Galizier psychologisch merkwürdig. Plötzlich fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf. Wie, wenn er Donna Maria fragte? Warum hatte er nicht schon früher daran gedacht? Als Nichte der Contessa Balsorano, als Rofredos Cousine mußte sie des jungen Mannes vergangenes und gegenwärtiges Leben kennen; hier war die Erleuchtung, die er seit einigen Tagen vergebens suchte. Und der Augenblick war günstig; die Frau, die sich eben einer so ungewöhnlichen Aufwallung von Frömmigkeit hingegeben hatte, befand sich in der Gemütsverfassung, wo die Wahrheit unaufhaltsam von den Lippen strömt. Er durfte die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen.

Zum zweiten Male innerhalb weniger Wochen gehorchte Graf Sigismund einem plötzlichen Antriebe und schritt entschlossen zur That. Ohne abzuwarten, bis Contessa Anguillara sich wieder erhob, entfernte er sich geräuschlos, stieg die Treppe hinab, über die er gekommen war, verließ die Scala Santa und harrte in einiger Entfernung auf dem Platze. Bald erschien Donna Marias Gestalt in der Thür. Statt sich nach rechts zu wenden, um zu ihrem Wagen zu gehen, der auf der Seite des Obeliskens hielt, schlenderte sie schräg über nach links, als locke sie die Einsamkeit des fast

verlassenen Platzes. Am blaß gewordenen Himmel begannen einzelne Sterne aufzublizen, die Umrisse der Campagna und der Aquädukte verschwammen, nur die Stirnseite der Kirche Santa Croce in Gerusalemme trat noch klar hervor. Maria seufzte; ihr war das Herz schwer. Sie hätte weit, ganz weit in ihr früheres Leben zurückkehren mögen, frei sein von dem Sehnen nach sittlicher Reinheit, das sie seit einiger Zeit quälte und zu den Füßen des Heilands geworfen hatte, wie ein Weib aus dem Volke, eine einfache Magd des Herrn.

„Gestatten Sie mir, Ihnen guten Abend zu wünschen, Contessa,“ sprach eine Stimme neben ihr.

Sie fuhr zusammen, als sie Liselis Vater erkannte.

„Dies ist einer der wenigen Orte Roms, die ich fast unverändert wiederfinde,“ sagte der Graf nach einigen nichts sagenden Worten.

Er wies auf den Horizont und fügte mit verhaltener Begeisterung hinzu: „Nichts auf der Welt läßt sich damit vergleichen.“

Aus Donna Marias Blicken sprach das Erstaunen der echten Römerin, in der die Erziehung weder den Sinn noch die Bewunderung für große Linien entwickelt hat. Sie haben sie von Kindheit auf vor Augen, sind dagegen abgestumpft und können sie doch nicht missen. Außerhalb Roms kommt ihnen alles winzig vor.

Der Platz war jetzt völlig menschenleer. Die letzten Andächtigen hatten die Kirche verlassen, die hohen Türen wurden geschlossen. Sigismund Laskewicz neigte sich zu Donna Maria.

„Ist es Ihnen recht, wenn wir die Kunde um den Platz machen?“ fragte er. „Sie scheinen noch keine Lust zu haben, nach Rom hinunterzusteigen.“

Überrascht, ihre Gedanken erraten zu sehen, fand die junge Frau keinen Einwand, obgleich ihr das Zusammensein unbehaglich war; sie witterte Gefahr.

„Ja, kommen Sie,“ sagte er mit der einschmeichelnden Stimme, die den Polen so wohl zu Gebote steht, wenn sie überreden wollen. „Kommen Sie.“

Er ging voran, und sie folgte ihm, unfähig, zu widerstehen. Nach einer Pause hob er an: „Ich werde Ihnen gewiß zudringlich erscheinen. Aber ich habe zwei Entschuldigungen: mein Fremdsein und meine bevorstehende Abreise. Und dann sind Sie ja Liselis Freundin . . .“

„Nun?“ drängte sie lebhaft, um die Dual der Erwartung abzukürzen. „Worüber wollen Sie mit mir sprechen?“

„Über meine Tochter.“

„Aber weshalb denn? Liseli geht es doch so viel besser, sie ist fast wiederhergestellt. Auch das Kleine gedeiht, und sie ist so glücklich über das Kind!“

„Ja, sie ist glücklich über das Kind, aber das allein macht nicht das Leben der Frau aus . . .“

Sigismund Lasiewicz zögerte einige Augenblicke, dann kam er kühn zur Sache.

„Donna Maria,“ sagte er, „Sie sind die Freundin meiner Tochter, Sie sind die Nichte Donna Clelias, Sie kennen die ganze Familie Balsorano — Sie allein können mich beruhigen. Ich bin ein eigensüchtiger Vater gewesen, ich habe leichtsinnig über die Hand meiner

Tochter verfügt; nachträglich sind mir dann Bedenken gekommen, Selbstvorwürfe . . .“

„Hat Liseli sich denn beklagt?“

Donna Maria sprach so leise, daß er Mühe hatte, die Frage zu verstehen.

„Nie!“ erwiderte er. „Aber ich habe allmählich herausgefunden, daß in ihrer Ehe nicht alles ist, wie es sein sollte. Dieses Gefühl hat täglich zugenommen und ist endlich zur Gewißheit geworden.“

Er mochte den Vorgang nicht erzählen, der ihm diese Gewißheit gegeben hatte, und begnügte sich, hinzuzufügen: „Ich weiß bestimmt, daß ich mich nicht irre. Und ich muß abreisen, doch ich habe nicht den Mut dazu, solange ich nicht weiß . . .“

Er hielt inne, wie in Erwartung einer Antwort.

„Was wollen Sie denn wissen?“ fragte sie. Er ahnte nicht, mit welcher Anstrengung.

„Ich will wissen, ob es etwas gibt, das dem Glücke meiner Tochter im Wege steht. Sie allein, das wiederhole ich, können mir Auskunft geben.“

„An was denken Sie dabei?“ stammelte Donna Maria.

Sie fragte, um Zeit zu gewinnen. Es erschien ihm unzart, sich unumwunden zu äußern, und er antwortete: „Mein Schwiegersohn Roffredo, ich werde nicht klug aus ihm. Was für ein Mensch ist er?“

„Ich kenne ihn zu lange, um über ihn urteilen zu können.“

Dem Grafen erschien diese ausweichende Antwort unaufrichtig. Stieß er auch hier auf italienische Vorsicht und Verstellung? Er war sogleich mit einer andern Frage bei der Hand.

„Sie müssen zum wenigsten wissen, ob er seine Frau liebt.“

„Als ob man dergleichen je wüßte!“

Die Worte sollten scherzhaft klingen, aber wie sie dabei zitterte! Liselis Vater stieß einen Seufzer der Enttäuschung aus.

„Verzeihen Sie, wenn ich weiter frage,“ sagte er. „Mich treibt wahrlich nicht eitle Neugier. Sie lieben Liseli; wollen Sie mir nicht helfen, sie vor Kummer zu bewahren?“

Dieser ernste Anruf ergriff Donna Maria.

„Ja gewiß,“ entgegnete sie, „aber ich weiß nichts.“

„Sie kennen doch jedenfalls Roffredos Vergangenheit. Hat es in seinem Vorleben Dinge gegeben, die in die Gegenwart eingreifen können?“

„Ich weiß nicht,“ sagte sie abermals.

Aber sie lag ungeschickt. Er merkte, daß sie die Unwahrheit sprach.

„Doch, Sie wissen,“ sprach er sanft, bemüht, dem Widerspruch jede Schroffheit zu nehmen. „Roffredo hat sicherlich, wie alle jungen Leute, vor seiner Heirat Neigungen gehabt. Wissen Sie von einem ernsthaften Liebesverhältnis?“

„Ja,“ antwortete sie, des Lügens müde.

„Wer war es?“

„Ich kann sie nicht nennen.“

„Aber Sie können mir wenigstens sagen, ob sie eine Schauspielerin, eine ausgehaltene Frau war?“

„Nein.“

„Eine Dame aus der Gesellschaft?“

„Ja.“

Sie antwortete einsilbig, aber ohne Zögern. Seit sie ein erstes Wort von der Wahrheit gesagt hatte, fühlte sie sich unfähig, von neuem zu lügen. Sie sah den gähnenden Abgrund und ging darauf zu. Dergleichen kommt vor. Graf Sigismund dachte einige Augenblicke nach, dann fuhr er in seinem Verhör fort.

„Wohl verheiratet, da sie sich ja nicht geheiratet haben.“

Donna Maria hätte den Irrtum ungerügt lassen können. Weshalb sie es nicht tat, hat sie nie begriffen.

„Nein, Witwe.“

„O, also liebte er sie nicht genug, um sie zu seiner Frau zu machen?“

„Doch, er liebte sie,“ entgegnete sie lebhaft.

„Warum aber heiratete er sie dann nicht?“

„Donna Clelia ließ es nicht zu.“

Sigismund Laskewicz reimte sich die Vergangenheit zusammen: die Habgier der Contessa Balsorano, das Joch, unter dem sie ihre Söhne hielt, Roffredos Charakterschwäche, seine Kälte als Bräutigam, die überhastete Heirat. . . . Aber das alles war von gestern, und nur das Heute galt.

„Und jetzt?“ fragte er.

„Jetzt ist er verheiratet,“ gab sie zur Antwort.

Sie hatten die Kunde um den Platz gemacht, die Nacht war hereingebrochen, man konnte die Gesichter nicht mehr unterscheiden. Graf Sigismund schwieg. Maria Anguillara hoffte einen Augenblick, daß es dabei sein Bewenden haben werde.

„Es ist spät,“ murmelte sie, „ich möchte nach Hause.“

Er blieb stehen, anscheinend, ohne ihre Worte gehört zu haben, dann machte er eine gewaltsame Anstrengung und sagte plötzlich: „Donna Maria, ich sah Sie vorhin die Füße des Heilands küssen. Im Namen des Gottessohns, an den Sie glauben, antworten Sie mir offen: hat Roffredo seine Beziehungen zu dieser Frau wieder angeknüpft?“

Nicht der leiseste Verdacht war ihm gekommen. Wenn er die Wahrheit auch nur im entferntesten geahnt hätte, würde er nie eine Frau so auf die Folter gespannt, sich nie die geringste Frage erlaubt haben. Dazu war er zu ritterlich, zu zartfühlend. Aber in seiner völligen Arglosigkeit forschte er weiter.

Der feierliche Anruf erschütterte Donna Maria.

„Hat er diese Beziehungen wieder angeknüpft?“ wiederholte Sigismund Laskewicz.

Sie stammelte ein undeutliches: „Ja.“ Und noch immer beargwöhnte er sie nicht.

„Weiß Liseli?“ fragte er.

„Nein.“

„Sie argwöhnt nichts?“

„Um zu argwöhnen, muß man lieben, und sie liebt nicht.“

Ein herbes Etwas in der Stimme der Contessa Anguillara verletzete den Grafen.

„Aber sie kann ihn später lieben lernen, unglücklich werden.“

Donna Marias Herz zog sich zusammen und sie empfand einen körperlichen Schmerz, und damit wich der Seelenfriede, den Liselis Genesung ihrer Freundin bis zu einem gewissen Grad gebracht hatte.

„Ich muß den Namen dieser Frau wissen!“ rief Graf Laskewicz.

„Ich kann ihn Ihnen nicht nennen.“

„Und warum nicht? Sie können sich auf meine Verschwiegenheit verlassen.“

„Nein, nein! Unmöglich!“

In dem Bestreben, Donna Marias Hartnäckigkeit zu besiegen, legte er die Hand auf ihren Arm. Der Unterschied des Alters, ihre verwandtschaftlichen Beziehungen gaben ihm ein Recht zu solcher Vertraulichkeit. Er fühlte, daß sie zitterte.

„Nimmermehr!“ rief sie aus.

Seine Hand abschüttelnd, bog sie um die Ecke und eilte der Stelle zu, wo ihr Wagen wartete, sprang hinein und schloß hastig die Fenster.

Doch ihre Besorgnis war unbegründet. Sigismund Laskewicz dachte nicht daran, ihr zu folgen. Er stand da wie gelähmt und sah den furchtbaren Gedanken in seinem Geiste Gestalt gewinnen. So verharrte er lange auf dem einsamen Platze, der bis auf eine einzige Laterne an der Scala Santa schwarz und dunkel dalag. Noch einmal schaute er die ganze Szene: die alte Bäuerin, wie sie leidenschaftlich den blutigen Leib des Herrn küßte, Donna Maria auf den Knien, das Gesicht an den Füßen des Erlösers verborgen — und ein Zweifel an allem und jedem erfüllte seine Seele mit unendlicher Trauer. Er fühlte, daß er Rom haßte.

Behntes Kapitel.

Donna Clelia Balsorano ging heftig in ihrem Zimmer auf und ab. Ihr schwerer Körper hatte Mühe, den schnellen Bewegungen ihrer Gedanken zu folgen. Von Zeit zu Zeit fuhr sie sich mit der Hand über die Wangen, wie um die schmachvollen Spuren einer Ohrfeige abzuwischen. Die Ohrfeige war nur innerlich gewesen, aber sie empfand sie äußerlich, und dieses körperliche Gefühl machte die erlittene Demütigung noch brennender. Graf Sigismund hatte kein Blatt vor den Mund genommen. Dieser sanfte, höfliche, träumerische Mann, den sie wegen seiner körperlichen Schwäche und seines Mangels an Lebensflugheit geringschätzte, hatte sich plötzlich schroff, gebieterisch, verächtlich gezeigt. Das Blut stieg ihr noch jetzt zu Gesicht, wenn sie an die Worte dachte, mit denen er ihr Benehmen vor und nach der Hochzeit gebrandmarkt hatte. Vorher — Unfittlichkeit und Habgier. Nachher — o nachher! Sie mochte die Ausdrücke, die sie hatte hören müssen, nicht einmal sich selbst gestehen. Und mit kindischer Gebärde hielt sie sich die Ohren zu, als könne sie dadurch die ätzende Erinnerung verschmeißen.

Die Empörung des Grafen Laszewicz hatte sich einen schmalen Weg gebahnt in ihr verstocktes Gewissen, das durch eine so dichte Kruste von Vorurteilen, verkehrten Ansichten, falschen Grundsätzen verhärtet war, daß die Wahrheit sonst nicht mehr hineindrang. Und dieses unbestimmte Schuldgefühl steigerte noch ihren Zorn.

Seine Tochter fortbringen! Er wollte seine Tochter fortbringen!

„Das geschieht nicht, sapperlot!“ rief Donna Clelia, mit der Faust auf die Lehne eines Sessels schlagend.

Liseli fortbringen, hieß das Kind, hieß das Vermögen fortbringen, Roffredos Opfer nutzlos machen. Eifrig suchte die Römerin in ihrem erfinderischen Geiste nach Mitteln, der Strafe zu entgehen, der Schwierigkeit auszuweichen. Sie hatte nichts eingestanden, denn es war ihr Grundsatz, selbst wo sie überführt war, zu leugnen. Aber das Verfahren, das sie ihr ganzes Leben lang mit Erfolg angewandt hatte, versing dieses Mal nicht. Sigismund Laskewicz hatte sich unbedingte Gewißheit verschafft. Wie aber? Durch welche Mittel? Darüber hatte er sich mit keiner Silbe geäußert. Er wußte alles und Liseli wußte nichts. Und eben damit sie nie etwas erführe, wollte er sie fortbringen.

Der Gedanke, die fernere Verwaltung des Vermögens zu verlieren, dem Roffredos Neigungen geopfert worden waren, machte die Contessa rasend. Sie geriet in Zorn gegen den zu aufrichtigen Sohn, der es nicht verstanden hatte, den zärtlichen Ehemann zu spielen. Sie klingelte, ließ ihn rufen, schloß alle Türen zu und teilte ihm die jüngsten Vorgänge und die Absichten von Liselis Vater mit, nur die ihr angetanen Beleidigungen verschweigend. Sehr überrascht und unangenehm berührt hörte Roffredo zu. Contessa Anguillara war am Abend des Gründonnerstages plötzlich nach Bologna abgereist. Er hatte also keine Kenntniss von dem, was sich zwischen ihr und seinem Schwiegervater zugetragen hatte. Aber er stellte unwissentlich dieselbe Frage, die Donna Maria an den Grafen Laskewicz gerichtet hatte: „Hat Liseli sich beklagt?“

„Nein, sie ahnt noch nichts.“

„Wie hat er es erfahren?“

„Das ist nicht zu ergründen.“

„Wahrscheinlich irgend eine Zuträgerei. Man kann sich aufs Leugnen verlegen.“

„Das habe ich versucht. Umsonst. Er weiß, sag ich dir.“

Roffredo überlegte einen Augenblick, dann rief er:

„Nun denn, so mag er sie fortbringen! So mußte es kommen.“

Donna Clelia glaubte aus der Stimme ihres Sohnes einen Vorwurf herauszuhören, und ihr Zorn stieg.

„So bist du nun! Ohne Kraft, ohne Energie. Das sieht dir ähnlich. ‚Mag er sie fortbringen!‘ sagst du. Aber sie wird nicht reisen ohne das Kind.“

„Ach richtig, das Kind!“

Eine Regung, die ihn selbst überraschte, zuckte einen Augenblick durch Roffredos Herz. Schweigend blickte er vor sich nieder.

„Sie ist die Mutter,“ sagte er endlich. „Man kann ihr nicht verwehren, das Kind mitzunehmen.“

„Aber begreifst du denn nichts?“ rief sie. „Das Kind ist das Vermögen, ist die künftige Verwaltung des Vermögens.“

Roffredo machte eine gleichgültige Handbewegung.

„Was ist zu machen! Es ist bedauerlich, aber wir können es nicht hindern.“

„Du hast das Recht dazu; du bist der Ehemann.“

„Ach, so wenig!“

Die Blicke von Mutter und Sohn begegneten sich.

„Dummkopf!“ sagte sie.

Nachdem einmal das Schimpfwort gefallen war,

ließ Donna Clelia ihrem Zorne freien Lauf. Er trug die Schuld, daß es so weit gekommen war. Er hätte sollen den zärtlichen Gatten spielen, Liseli kirre machen, sich ihres Herzens und ihrer Sinne bemächtigen, sich den Anschein geben, als wäre er ein guter Ehemann. Dann hätte Graf Sigismund nichts gemerkt, alles wäre glatt gegangen und jedermann zufrieden gewesen.

Koffredo hörte anfangs ohne Widerrede zu. Endlich aber sagte er: „Wenn ich recht verstanden habe, hätte ich also noch erbärmllicher sein sollen, als ich es bin, noch heuchlerischer, mir selbst noch mehr zum Ekel?“

„Du hättest dich einfach wie ein vernünftiger Mensch benehmen, meinen Ratschlägen folgen sollen. . . .“

„Ich bin ihnen nur zu sehr gefolgt!“

Donna Clelia erhob die Augen zur Decke. Ihr Sohn wagte es?

Einen Augenblick fühlte sie sich versucht, Donna Marias Namen in die Verhandlung zu werfen, aber sie entsann sich rechtzeitig gewisser mütterlicher Willfähigkeiten und fand es geraten, zu schweigen. Sie war eine vorwiegend praktische Natur und sah ein, daß Gegenwürfe jetzt zwecklos waren.

„Lassen wir das Vergangene ruhen,“ sagte sie. „Die Gegenwart allein ist wichtig. Diese Abreise muß hintertrieben werden!“

„Und unter welchem Vorwande?“

„Dem unanfechtbarsten von der Welt. Erkläre Liseli, du könntest dich nicht von dem Kinde trennen, und sie wird sich weigern, ihren Vater zu begleiten.“

„Er wird ihr sagen, wie die Dinge liegen, und sie wird bringender denn je abzureisen wünschen.“

„Nein, er wird nichts sagen. Seine Angst ist ja, daß sie leiden könnte. Er will sie fortbringen, ehe sie die Wahrheit erfährt, ehe sie dich lieben lernt.“

„Mich lieben!“

Roffredos Ton klang ungläubig und ein wenig bitter.

„Das sind deines Schwiegervaters eigene Worte. Er wird nichts verraten, versichere ich dir. Er will ihr vor allem den Jammer ersparen, Kenntniss davon zu erhalten, daß . . .“

So wenig zartfühlend Donna Clelia auch war, zog sie es doch vor, den Satz unvollendet zu lassen. Roffredo hatte den Kopf gesenkt. Er dachte an andern Jammer.

„Hast du verstanden?“ fragte Contessa Balsorano. „Sigismund wird nicht reden. Du kannst also unbesorgt den Weg einschlagen, den ich dir vorschreibe. Sage Liseli: „Ich weiß, daß dein Vater dich auf eine Weile nach Galizien mitnehmen möchte. Dagegen habe ich nichts, aber ich kann nicht gestatten, daß mein Sohn Rom verläßt. Klimatische Gründe, Erziehungsrücksichten . . .“

„Nein,“ versetzte Roffredo, „das werde ich nicht sagen.“

„Die Ausdrücke sind Nebensache, wähle sie wie du willst, aber handle rasch, ehe ihr Vater ihr diese Reise in den Kopf gesetzt hat. Sie hat Heimweh.“

„Ich scheine mich nicht richtig ausgedrückt zu haben,“ sagte der Sohn. „Ich beabsichtige keinerlei Einspruch zu erheben. Du kannst das dem Grafen mitteilen.“

Dieser noch nie dagewesene und, wie sie fühlte, gerade deshalb ernst zu nehmende Widerstand brachte

Donna Clelia aus der Fassung. Roffredo wollte das Zimmer verlassen. Sie aber befahl ihm zu bleiben, und die schöngeschwungenen Lippen, die in Galizien einst den Grafen Lasiewicz lächelnd über das Glück seiner Tochter beruhigt hatten, strömten über von allem, was eine aufgebrachte Italienerin sagen kann, eine Italienerin, in deren Adern überdies das Blut eines grausamen, hochmütigen Geschlechtes fließt.

Aber Roffredo war diesmal entschlossen. Er setzte allen Vorwürfen seiner Mutter mürrische Hartnäckigkeit entgegen.

„Wenn Liseli reisen will, so mag sie reisen.“

„Mit dem Kinde?“

„Ja, mit dem Kinde.“

Donna Clelia vergaß jede Vorsicht.

„Meine saubere Nichte hat dich aufgehezt.“

„Mutter, ich verbiete dir . . .“

Erbleichend faßte der junge Mann Donna Clelia am Arm.

„Ich nehme keine Befehle an, ich sage, was ich will,“ rief die Contessa. „Und ich erkläre dir hiemit — merke wohl auf —, wenn du das Kind reisen läßt, sage ich Liseli, weshalb ihr Vater sie fortbringt.“

Ein blinder Instinkt gab Donna Clelia diese Drohung ein. Daß er sie recht geleitet, zeigten ihr Roffredos verzerrte Züge.

„Das wirst du nicht tun,“ rief er, sie stehend anblickend.

„Ganz gewiß werde ich es tun, wenn du mir nicht folgst.“

Er stand im Begriff nachzugeben, aber ein Etwas

in seinem Gewissen lehnte sich so heftig dagegen auf, daß er es nicht über sich gewann. Da kam ihm die italienische Schlaueit zu Hilfe.

„Aber bedenke,“ sagte er ruhig, „daß du durch eine solche Mitteilung alles aufs Spiel setzest. Die Lage ist jetzt nur gefährdet, dann ist sie rettungslos verfahren.“

Der Zorn hatte einen Augenblick Donna Clelias Vernunft umnebelt. Doch sie war zu scharfblickend, um nicht einzusehen, daß ihr Sohn recht hatte. Roffredo fuhr fort: „Der Frühling ist nah. Liseli braucht Luftveränderung, sie begleitet ihren Vater für den Sommer nach Galizien. Im Herbst holen wir sie dann ab. Das ist ganz einfach — kein Krach, kein Gerede! Auf diese Weise halten wir uns die Zukunft offen. . . .“

Maria in seinem Herzen um Verzeihung bittend, fügte er hinzu: „Und wer weiß, was die Zukunft bringen kann!“

So lange hatte er noch nie gesprochen. Donna Clelia hörte ihm beifällig zu. Ihr Zorn hatte sich gelegt. Sie erkannte in ihm jene Kraft der List, vor der jeder Lateiner sich neigt. Zum ersten Male bewunderte sie ihren Sohn.

So wurde Liselis Abreise beschlossene Sache. Ihr Vater bereitete sie sanft darauf vor, und der jungen Frau kam auch nicht der leiseste Argwohn, so gewandt spielten ihre Schwiegermutter und ihr Mann ihre Rolle. Der Gedanke, nach Galizien zurückzukehren, ihren Sohn mitzunehmen, ihn in den Sälen des alten Schlosses spazieren zu tragen, entzückte die junge Frau. Alle Augenblicke atmete sie tief auf, als höbe schon die Luft

der heimischen Wälder ihre Brust. Nur ein Schatten trübte diese Freude, der Gedanke, sich von Donna Maria zu trennen. Diese war noch abwesend, und Liseli wollte durchaus ihre Rückkehr abwarten. Um sie zur Abreise zu bewegen, mußte eine Begegnung auf dem Bahnhof in Bologna veranstaltet werden, und wirklich ließ sich Graf Sigismund dazu herbei. Die Komödie mußte ganz ausgespielt werden.

Als Liseli ihren Mann zum Abschied küßte, wurde sie einen Augenblick gerührt.

„Armer Roffredo, du bleibst nun allein!“

Der junge Mann erwiderte ihren Kuß herzlich und dachte wiederum, daß er sie aufrichtig hätte lieben können, wenn sie seine Schwester gewesen wäre.

Die Fahrt von Rom bis Bologna verlebte der Graf im Vorgefühl der Prüfung, die seiner harrte. Als sie um zehn Uhr Morgens in den Bahnhof einfuhren, fiel ein fahles, graues Licht durch die Verglasung. Liseli bog sich aus dem Fenster und durchforschte eifrig die Menge. Niemand! Sie stieg aus, ging den Zug entlang, noch immer niemand! Sie geriet in ängstliche Aufregung, vermutete eine Erkrankung, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Da, als der Zug eben abfahren wollte, erschien endlich die wohlbekannteste Gestalt auf dem Bahnsteig. Es war nur noch Zeit zu einer hastigen Umarmung. Einen Augenblick begegneten Donna Marias Augen denen des Grafen Laskewicz und das, was er darin las, entwaffnete ihn. Er empfand kein Widerstreben, als er die beiden Frauen so umschlungen sah, sondern tiefes Mitleid, und die, die er am meisten bedauerte, war nicht seine Tochter.

„Einsteigen!“

Ein letztes Mal drückte Liseli vom Wagentritt aus ihr tränenüberströmtes Gesicht gegen das Gesicht Donna Marias. Dann setzte der Zug sich in Bewegung.

Mit einem Seufzer unendlicher Erleichterung hatte Graf Laskewicz sich in die Kissen geworfen. Doch plötzlich bog er sich vor und schloß sein Kind in die Arme. Liseli sah ihn verwundert an. Väterliche Zärtlichkeiten lagen sonst nicht in seiner Art. Er drückte sie einen Augenblick an sich, während seine Lippen lautlos flüsteren: „Geborgen! Endlich geborgen!“

Dritter Teil.

Erstes Kapitel.

Graf Laskevicz hatte seinen Geist bisher fast ausschließlich dazu angewandt, verwickelte Untersuchungen über den Ursprung der Religionen anzustellen und in den Büchern buddhistischer Weisheit nach einer tieferen Seelenkunde zu schürfen, als die arischen Denker sie ihm boten. So geschult, stand er den Fragen des praktischen Lebens hilflos gegenüber.

Niemals hatte er über das Los der Frau, ihre Stellung im Staate und in der Gesellschaft nachgedacht. Übrigens hatte es für ihn nur eine Frau gegeben, seine eigene. Und da diese sich für glücklich erklärte, hatte er leichthin angenommen, daß an der Lage der Gefährtin des Mannes nichts zu verbessern sei. Moderne Romane kamen nie in seine Bücherei; die Fragen, die darin erörtert wurden, waren ihm deshalb fremd geblieben. Und so stand er denn ratlos da, als die rauhe Hand der Wirklichkeit das Kartenhaus seiner Theorien über die Frau umstieß. Sein einziger Leitstern war der Instinkt: Liseli mußte fort aus der Umgebung, wo das Unglück im Hinterhalt lag. Aber die Flucht war nur der erste Schritt. Darüber war er sich klar, und

er zergliederte die Lage nach allen Regeln, die die Wissenschaft ihm an die Hand gab.

Drei Gefahren bedrohten Liseli: Sich in Roffredo zu verlieben und unter der Gleichgültigkeit und Beschränktheit ihres Mannes zu leiden. Sich in einen andern zu verlieben und mehr oder weniger — je nach der Natur dieses andern — die ganze Bitterkeit schiefer Verhältnisse kennen zu lernen. Zu entdecken, daß ihre erste Freundin sie betrogen hatte, und so den Glauben an die Menschen zu verlieren. Die einzige Sühne, die der unbesonnene Vater ihr bieten konnte, bestand darin, daß er ihr diese drei Prüfungen fernhielt oder sie dagegen feite. Er meinte, daß eine hohe Bildung des Geistes und des Herzens sie vielleicht in den Stand setzen könne, der ersten zu entgehen. Was die zweite betrifft, so würde die Entwicklung ihrer Persönlichkeit sie gegen eine unwürdige Wahl schützen. Die dritte dagegen erschien seiner väterlichen Besorgnis unvermeidlich.

Jedenfalls drängte sich dem Grafen Sigismund die Notwendigkeit auf, sich ein allgemeines Urtheil über die Frau zu bilden. Und so machte er sich redlich ans Werk, indem er nicht allein seine eigenen Ideen, sondern auch die anerkannten Meinungen der früheren Generationen beiseite ließ. Er verschrieb sich aus Paris, Berlin, London alles, was es an ethischen, geschichtlichen und volkswirtschaftlichen Arbeiten über die Frau gab. Und während draußen der Sommer lachte und Liseli, von ihrer römischen Amme begleitet, die Luft der heimischen Wälder mit vollen Zügen einsog, pfropfte der galizische Edelmann sich geduldig den Kopf voll mit allem, was

die Denker unsrer Tage Wahres oder Falsches über die Gehilfin des Mannes gesagt haben. Er erfuhr auf diese Weise, daß es in der That eine Frauenfrage gibt. Diese begann damals, sich aus ihren ersten Übertreibungen zu schälen, ernster und zielbewußter aufzutreten, und er erwärmte sich in mancher Hinsicht dafür. Als er schließlich den ganzen Stoß in sich aufgenommen hatte, ließ er im Schloßhof ein mächtiges Feuer anzünden und verbrannte die Bücher. Es kam ihm vor, als vernichte er auf diese Weise alle törichten, verkehrten, unnatürlichen Bestandteile, die ihnen Abbruch taten. Während des Autodafés erschien Liseli auf dem Plan, gerade noch zur Zeit, um die Deckel der zuletzt auf den Scheiterhaufen geworfenen Bücher zu sehen.

„Wie schade!“ rief sie aus. „Die hätte ich an den Herbstabenden lesen können.“

„Ich habe vier für dich zurückbehalten,“ versetzte ihr Vater. „Außerdem werden wir im Winter etwas andres vornehmen.“

„Was denn? Was werden wir tun?“

„Wir wollen ein Buch schreiben.“

„Den vierten Band der Religionen? Konfuzius, Zoroaster?“ fragte die kleine Contessa Balsorano ein wenig erschrocken.

Die Sonne Roms hatte ihr, ohne daß sie es wußte, die modrigen alten Geschichten verleidet.

„Nein, nichts von Konfuzius, nichts von Zoroaster,“ erwiderte Sigismund Laszewicz mit einem leisen Seufzer des Bedauerns. „Lassen wir die Toten ihre Toten begraben. Beschäftigen wir uns mit den Lebenden.“

Zunächst machte er sich demzufolge daran, seine

Tochter zu studieren, und dabei fand er, daß er alle Ursache habe, sich Glück zu wünschen zu der äußerst mangelhaften Erziehung, die er ihr gegeben hatte.

Die Verstimmungen und Kränkungen, die die Ausbildung einer gewissen Empfindlichkeit nach sich zieht, waren ihr erspart geblieben. Sie kannte keine eingebildete Leiden, keine geschraubte Empfindlichkeit. Koffredos Gleichgültigkeit schien sie nicht im geringsten verletzt zu haben, und sie fühlte durchaus keine Verpflichtung zu jener auf verletzter Eitelkeit beruhenden Eifersucht, die die meisten Frauen für Würde halten. Wenn sie in weiblicher Umgebung aufgewachsen wäre, so hätte sie tausenderlei Gründe zur Klage gefunden und sich in ihren Gefühlen nach anerzogenen Vorurteilen gerichtet. All dergleichen war für sie nicht vorhanden. Nachdem ihr Glaube an die Zauberkraft der Ehe sich als irrig erwiesen hatte, war sie sofort davon abgekommen, und zwar ganz ruhig und ohne Groll, einfach feststellend, daß sich zwischen ihr und Koffredo nichts Außergewöhnliches entsponnen hatte.

Aber was würde ihr die Zukunft bringen? Dem Grafen Sigismund schien es, als strohe sie von Gefahren, gegen die er Lifeli feien müsse, indem er sie in den Stand setzte, auf sich selbst zu stehen. Er fragte sich, über welche geistigen Kräfte die Frau verfüge, und beleuchtete den Gegenstand nach allen Seiten. Auf's Praktische gehend, las er statistische Angaben, volkswirtschaftliche Darstellungen, stürmisch erhobene Ansprüche, eifrig verfochtene Gegengründe — und kam endlich zu dem Schlusse, daß die Frau ein Recht auf Erweiterung ihres Wirkungskreises in der Gemeinde

und selbst im Staate habe. Nur sah er den Weg dazu in der Entwicklung dessen, was die meisten Frauenrechtler in Acht und Bann tun wollen.

Diese eingehenden Studien riefen in Liselis Vater zweifache Gefühle wach: tiefes Erbarmen für die arbeitenden armen Frauen aller Stände, herbe Empörung gegen die müßiggehenden reichen Frauen. Er übertrieb vielleicht nach beiden Richtungen; aber ist nicht eine gewisse Übertreibung notwendig, um Kraft in unsre Überzeugungen und Lehren zu bringen!

Als der September gekommen war und die Tage kürzer wurden, übergab Graf Sigismund seiner Tochter zwei sorgfältig ausgewählte volkswirtschaftliche Werke. Das eine handelte von der Lage der armen oder verarmten Frau, verzeichnete die Gewerbe oder Berufsarten, die ihr offen stehen, die Löhne, die sie erhält, die Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hat, die allgemeine Nichtachtung, der ihr Leben und ihre Ehre ausgesetzt sind. Das andre handelte von der weißen Frau als Ware, und begleitete sie von ihrem ersten Fehltritt durch alle Stadien der Erniedrigung bis zum Selbstmord oder zum Hospital. Diesen beiden Büchern gesellte der Graf zwei moderne Romane aus dem Leben der reichen Frauen der Gesellschaft bei.

„Fange mit den beiden ersten an. Die andern kommen erst nachher an die Reihe. Versprich mir das.“

„Wozu mich in Versuchung führen?“ fragte Liseli lachend. „An Romanen hab' ich immer gedarbt, denn in der Balsoranoschen Bücherei gab es keine. Onkel Beppino hat mir Octave Feuillet geliehen, sonst nichts.“

Behalte diese, und gib sie mir nachher, wenn ich die gelehrten Scharteken ausgelesen habe.“

„Das geht nicht. Du liest so schnell — und ich muß auf vierzehn Tage verreisen.“

Liseli riß die Augen auf.

„Du verreisest?“

„Ja,“ versetzte Graf Sigismund etwas verlegen. „Ich fahre zu Kredowdskis, unsern Verwandten. Ich würde dich mitnehmen, wenn du dich entschließen könntest, das Kind mit seiner Amme in Chigirin zu lassen.“

Zu Kredowdskis? Ihr Schloß war um diese Jahreszeit der Sammelplatz der ersten Gesellschaft Galiziens. Nie hatte seit dem Tode der Gräfin Stephanie ein Laszewicz sich dort blicken lassen. Liselis verbuhtes Gesicht brachte den Grafen zum Lachen — gleichfalls ein sehr seltenes Vorkommnis — und er sagte, auf die Bücherschränke weisend: „Ich will Manuskripte zu Rat ziehen — lebende.“

„Lebende Manuskripte? Ich verstehe dich nicht. Was meinst du damit?“

„Das sollst du später erfahren.“

Und ohne sich auf Erklärungen einzulassen, reiste er ab.

* * *

Auf die leichtlebige Gesellschaft in Jaſorlicz wirkte die Ankunft des Grafen Sigismund wie das Erscheinen eines Geistes. Er war angeblich gekommen, um alte Familienpapiere durchzusehen, warf aber alle Voraussetzungen über den Haufen und beschäftigte sich aus-

schließlich mit den Damen, und wenn die jungen auf der Jagd waren, widmete er sich den alten. Er setzte sich bald zu dieser, bald zu jener und mußte sie mit seiner einschmeichelnden Freundlichkeit zum Reden zu bringen, ihre Denkweise zu ergründen, ihnen Enthüllungen ihres innersten Seelenlebens zu entlocken. Wie hatten sie sich seit seiner Jugendzeit verändert? Wie wenig glichen sie seiner verstorbenen Stephanie. Wie war selbst in diesem ein wenig zurückgebliebenen Lande die Selbstsucht ins Kraut geschossen, wie abstoßend erschien ihm ihre Auffassung der Liebe. Die Liebe war nur noch ein Geschäft, kein Gefühl mehr. War denn das Land, wohin er seine Tochter verheiratet hatte, das einzige, wo die Frauen noch liebten!

Diese Vorliebe für die Unterhaltung der Damen fiel allgemein auf, und es verbreitete sich sogar das Gerücht, Graf Sigismund gehe mit dem Gedanken um, sich wieder zu verheiraten. Aber schon nach vierzehn Tagen reiste er ebenso unerwartet ab, wie er gekommen war, und kehrte nach Chigirin zurück. Er begrüßte seine Tochter und fragte dann: „Nun? Hast du die Bücher gelesen?“

„Ja, ich habe sie gelesen,“ antwortete sie nachdrücklich. „Wir müssen die Welt verbessern. Wann fangen wir an?“

„Sofort. Das soll die Arbeit unsres Winters sein.“
Liselis Gesicht umschattete sich.

„Während du fort warst, habe ich einen Brief von meiner Schwiegermutter bekommen. Sie schreibt, daß Roffredo mich noch vor Ende Oktober erwarte.“

„Mag er warten,“ sagte Sigismund Laszewicz kühl.

„Sie spricht davon, daß ich abgeholt werden soll.“

„So! Daraus wird nichts. — Das wäre!“

Da Liseli stumm blieb, fragte er beunruhigt: „Du hast doch nicht etwa Lust, zurückzukehren?“

Sie zuckte lächelnd die Achseln.

„Ich bin so glücklich hier.“

Dann fügte sie leise hinzu: „Nur eine fehlt mir . . .“

Er verstand sie und fragte nicht, wen sie meine. Aber der Gedanke, daß man Liseli abholen könne, beunruhigte ihn. Diesen Gelüsten mußte ein Niegel vorgeschoben werden.

„Und wer will dich abholen?“

„Meine Schwiegermutter, falls Roffredo nicht fort kann. Sie behauptet, er könne nicht länger ohne den Kleinen leben; er müsse wissen, wem er gleicht, ob er wächst, ob er Fortschritte macht . . .“

„Schreibe ihr, daß er in Galizien gedeiht, während er in Rom verkümmern würde,“ antwortete Graf Sigismund in ungewöhnlich festem Tone. „Seine sonstige Wißbegier kann leicht befriedigt werden. Morgen fahren wir nach Lemberg und lassen den Jungen photographieren.“

Der Photograph war ein Künstler. Er wußte Mutter und Sohn so vorteilhaft zu gruppieren, daß Liseli, entzückt, sich so hübsch zu sehen — sie war in Galizien voller geworden, ihre Büge hatten sich verschmolzen, ausgeglichen — zwei Abzüge nach Rom sandte, einen an ihre Schwiegermutter, den andern an Donna Maria.

Als diese das Doppelbild betrachtete, stockte ihr der Atem. Liselis Sohn war das leibhaftige Abbild Roffredos. Nie hätte sie eine solche Ähnlichkeit zwischen einem

Kinde von acht Monaten und einem Manne von sechs- undzwanzig Jahren für möglich gehalten. Sie küßte das kleine Gesicht, und ihr war, als gäben weiche Lippen ihren Kuß zurück. Ihre Tränen flossen, und erst nach einiger Zeit dachte sie daran, sich Liseli anzusehen. Sie allein hatte erkannt, daß in der jungen Galizierin eine zarte Schönheit schlummerte, die eines Tages erwachen würde. Der Tag war gekommen.

In dem Briefe, der die Photographie begleitete, sagte die kleine Contessa Balsorano nichts über ihre Winterpläne. Ihr Vater hatte sie gebeten, ihn diese Frage allein ordnen zu lassen. In dem Brief, der lang und zärtlich war, wie gewöhnlich, sprach sie von den Fortschritten ihres Sohnes, von den Gedanken, die sie sich über das Leben und die Dinge machte. Maria beantwortete diese Ergüsse dann und wann in ein paar kurzen aber herzlichen Worten, aber nie erzählte sie von ihrem Leben, nie erwähnte sie Roffredo oder sonst jemand von den Balsoranos, nie sprach sie von Liselis Rückkehr nach Rom.

Dennoch kam Roffredos Frau ihr nie aus dem Sinn. Das Element, das durch diese Freundschaft in ihr Leben gekommen war, fehlte ihr mehr, als sie es für möglich gehalten hätte. Ihre Liebe füllte ihr Leben nicht mehr ganz aus. Roffredo fühlte das und beklagte sich darüber. Sie bestritt das auch gar nicht und entgegnete einfach: „Und doch liebe ich dich mehr denn je!“

Und so war es auch, denn die Gewissensbisse, die Demütigungen fesselten sie noch unlöslicher an ihn, gaben ihrer Liebe etwas Verzweifeltes. In schweigen-

dem Einverständnis vermieden es beide den ganzen Sommer hindurch, von Liseli zu sprechen. Donna Maria hatte ihrem Geliebten nichts von dem Auftritt am Gründonnerstag gesagt, und Koffredo hatte sich wohl gehütet, ihr die Äußerungen des Grafen Sigismund zu berichten. Sie schonten einander aus Liebe. Aber als der Herbst kam, wurde ihnen dieses Thema aufgedrungen; denn Donna Clelia lag ihrem Sohne jeden Tag wegen der Rückkehr seiner Frau in den Ohren. Sie drohte, selbst zu reisen, wenn er sie nicht hole. Natürlich ermahnte sie ihn, sich ihr wieder zu nähern, das eheliche Zusammenleben zu erneuern. Auch das verschwieg er Donna Maria, nur berichtend, daß er sich geweigert habe zu reisen. Contessa Anguillara enthielt sich jedes Rates.

An dem Tage, wo sie Liselis Photographie erhalten hatte, erschien Koffredo sehr bleich bei ihr. Ohne auch nur seinen Gruß zu erwidern, fragte sie hastig: „Was ist dir? Dir ist etwas!“

Er antwortete ausweichend. Sie aber legte ihre Hände auf seine Schultern, sah ihm in die Augen und wiederholte: „Was ist dir?“

Er vermochte ihrer Stimme nicht zu widerstehen und erzählte, was ihn bedrückte. Graf Laskewicz hatte Donna Clelia einen schroffen Brief geschrieben, worin er erklärte, daß seine Tochter nicht nach Rom zurückkehren, sondern den Winter über in Galizien bleiben würde, und daß jeder Abholungsversuch vergeblich sei. Dieses Schreiben hatte Contessa Balsorano in eine Wut versetzt, die bei ihrer Vollblütigkeit gefährlich war. Sie verlange, Koffredo solle unverzüglich nach Galizien ab-

reisen. Wenn Laskewicz sich das Recht anmaße, seine Tochter zu behalten, so sei er dagegen befugt, seinen Sohn an sich zu nehmen.

„Nun?“ fragte Donna Maria.

„Ja — ich weiß nicht,“ versetzte Roffredo. Er schien schwankend, verwirrt. Sie dachte: „Er hat das Bild des Kindes gesehen und will es haben.“

„Nicht wahr, die Ähnlichkeit ist erstaunlich?“ fragte sie unvermittelt.

„Welche Ähnlichkeit? Und wo soll sie mich in Erstaunen gesetzt haben?“

„Auf der Photographie, die Liseli geschickt hat.“

„Ich habe keine Photographie gesehen. Mama hat in ihrem Zorne alles zerrissen.“

„Willst du sie sehen?“

Mechanisch streckte er die Hand aus, ohne jede Teilnahme.

Donna Maria hielt ihm das Blatt hin.

Er warf einen Blick darauf und rief: „Wie hübsch Liseli geworden ist!“

Aber sein Ton war völlig gleichgültig. Dann fielen seine Blicke auf das Kind und sein Anteil erwachte. Er lächelte. „In der That, es gleicht mir.“

Donna Marias grüne Augensterne beobachteten den jungen Mann angstvoll. Er legte das Bild hin, nahm es, betrachtete es noch einmal und seufzte leise. Donna Maria überließ es kalt. Wenn sie früher bisweilen opferwillige Anwandlungen gehabt hatte, so war es damit jetzt aus und vorbei. Roffredo gewährte ihr fast gar kein Glück mehr, aber sie konnte nicht ohne ihn leben. — Er sah noch immer das Bild an.

„Ich habe dich unterbrochen,“ sagte sie. „Also deine Mutter . . .“

„Verlangt, daß ich reise,“ versetzte er, indem er die Photographie auf den Tisch legte und die Hände in die Taschen steckte, wie um der Versuchung zu widerstehen, wieder danach zu greifen. „Sie erklärt, es sei mein Recht und meine Pflicht . . .“

„Einer Mutter ihr kleines Kind zu entreißen!“

Roffredo senkte den Kopf bei diesen scharfen Worten. Donna Maria war aufgestanden. Sie sahen sich an.

„Bedenke, es ist ihr Ein und Alles,“ sagte sie dumpf.

Sie würde vor keinem noch so gewaltsamen Mittel zurückgeschreckt sein, um Roffredos Abreise zu verhindern; dennoch war ihre Erregung nicht ausschließlich selbstsüchtig. Liseli das Kind zu nehmen, erschien ihr wirklich als eine niedrige und schlechte Handlung.

Ihre Worte trafen den einzigen weichen Punkt in Roffredos Gewissen. Er sann einen Augenblick nach und sagte dann: „Du hast recht; wir dürfen ihr ihren Sohn nicht nehmen.“

So kam es, daß sich dieses eine Mal Donna Clelias Wille vor dem ihres Sohnes beugen mußte. Niemand ging nach Galizien. Sigismund Laskewicz behielt seine Tochter, und das Buch, das Liseli gegen die Gefahren der Liebe feien sollte, wurde begonnen.

Zwölftes Kapitel.

In der Bücherei zu Chigirin, deren hoher Kamin die Glut mächtiger Holzblöcke ausströmte, kopierte Liseli sorglich die Seiten, die Graf Sigismund mit seiner kleinen, engen Schrift bedeckt hatte. Plötzlich hielt sie inne.

„Das ist zu matt,“ sagte sie. „Während wir es schrieben, ist es mir nicht so aufgefallen, aber jetzt beim Kopieren wird es mir klar. Du betonst nicht genug die erdrückende Verantwortung der reichen und behüteten Frauen gegenüber denen, die nichts haben, die um ihr tägliches Brot ringen, die Hunger leiden, die schutzlos . . .“

Sie schauerte zusammen und ließ den Satz unvollendet. Hastig stöberte sie in den Papieren, die um sie her aufgetürmt waren.

„Les noch einmal das vierte Kapitel, das, worin wir von der verarmten Frau reden, die ehrlich ihr Brot verdienen will.“

Die kleine Contessa Balsorano stand auf und hielt ihrem Vater das mittlerweile aufgefundene Heft hin. Graf Sigismund nahm es und blätterte darin, während Liseli sich über die Lehne bog und mitlas.

„Die Zahlen sind furchtbar, weißt du, die wir da angeben. Wenn sie wahr sind, kann man es nicht mit ruhigem Gewissen so weitergehen lassen. Sind sie aber falsch, wozu schreiben wir dann das Buch?“

Graf Sigismund gestand sich seufzend, daß das Unternehmen schwieriger war, als er gedacht hatte. Die Kühnheit seiner Tochter erschreckte ihn bisweilen, und ihre Schlüsse machten ihn oft stutzig.

„Und die mittellosen jungen Mädchen? Die können sich nicht ihr Brot verdienen. Es gibt wohl Berufsarten für sie, aber überall stellt man ihnen nach. Dies nur noch einmal, was wir im dritten Kapitel erzählen. Und das sind beglaubigte Tatsachen! Hier, Seite fünf: Berta Th . . . , siebzehn Jahre alt, Tochter geachteter Handwerker, ehrbar erzogen, gute Führung, geht von Hause fort, um eine Stelle als Kammerjungfer anzutreten, verschwindet spurlos zwischen B . . . und S . . . auf einer Bahnfahrt von drei Stunden. Und diese andre: Mathilde C . . . , Kindermädchen, trifft im Wartesaale des K . . . er Bahnhofes eine anständig aussehende alte Frau, die sich erbietet, ihr die Stadt zu zeigen. Statt dessen . . .“

Liseli hielt errötend inne, denn das Vorlesen wurde peinlich. In diesem Augenblick ging die Thür auf und ihr Kleiner wurde hereingebracht; im Nu warf sie das Heft hin und eilte ihm entgegen. Lachend saß er auf dem Arm seiner behänderten Amme und streckte die Armchen aus. Die junge Mutter nahm ihn, drückte ihn leidenschaftlich an sich und begann, mit ihm im Zimmer herumzulaufen. Die Wärterin tat, als verfolge sie sie, und der Kleine jauchzte. Als sie sich alle außer Atem gelaufen hatten, trat die kleine Contessa Balsorano zu ihrem Vater und reichte ihm das Kind zum Kusse.

„Wie froh ich bin, daß es ein Junge ist!“ rief sie. „Er mag so arm werden als er will, und doch werden ihm diese schrecklichen Dinge nicht widerfahren.“

Liseli tändelte noch eine Weile mit dem Kinde, dann wurde es hinausgetragen. Hierauf tranken Vater

und Tochter zusammen Tee und machten sich wieder an die Arbeit. Aber Graf Sigismund war nicht bei der Sache. Liseli bemerkte es und fragte, was ihn beschäftigte.

„Ich dachte daran, daß deine Mutter in uns beiden ihr Glück fand und sich nicht mit all diesen unerquicklichen Dingen abgab. Wenn ich dich anders verheiratet hätte . . .“

„So würden diese Dinge darum nicht weniger bestehen,“ ergänzte Liseli mit dem Ernste eines jungen Apostels. „Allerdings werde ich an Roffredo keinen Mitarbeiter finden. Sie glauben da unten noch, daß die Frau keine bürgerliche Verantwortung habe. Selbst Maria hat diese Ansichten. Ich hatte sie ja übrigens auch!“

Sie hatte sich wieder an den Tisch gesetzt und kramte in den Papieren.

„Sieh, hier von Seite zehn bis Seite zwanzig müssen wir stärker auftragen, der reichen Frau ihre furchtbare Selbstsucht vor Augen führen.“

Nach einer Stunde eifriger Arbeit hob Liseli befriedigt den Kopf.

„Gestehe, daß das fesselnder ist, als alle Brahmanenweisheit!“ wandte sie sich an ihren Vater.

Graf Sigismund seufzte und warf einen verlangenden Blick nach den Bücherschränken, deren Inhalt er sich schon seit Monaten versagte.

„Ich hoffe, daß es wenigstens nützlicher sein wird,“ versetzte er.

Ein Etwas in ihres Vaters Stimme fiel Liseli auf, und über ihre Augen glitt ein Ausdruck von Mißtrauen.

„Was meinst du damit?“

„Ich meine, daß unser Buch Gutes wirken wird. Es beleuchtet die Sache vom richtigen Gesichtspunkt: Notwendigkeit einer angemessenen bezahlten Tätigkeit für die arbeitenden Frauen, sittlicher Schutz für die Verlassenen und Alleinstehenden, ein weites Arbeitsfeld für die reichen Frauen. Die Frage der Staatsbürgerrechte lassen wir unberührt. Damit ist die Klippe vermieden. Was die gleiche Sittlichkeit für beide Geschlechter betrifft . . .“

„Das ist abgeschmact!“ erklärte Liseli. „Die Frauen sollten stolz sein auf die höhere Reinheit, die man von ihnen verlangt. Das ist ein Vorrecht. Findest du nicht auch?“

„Gewiß, das mag wohl sein,“ entgegnete Graf Sigismund, ein Lächeln unterdrückend.

Er fühlte sich beruhigt. Ach! wenn sie doch diese Ansichten zeitlebens behalten könnte! Sie versetzte sich fast zu sehr auf den Standpunkt, den er ihr nahelegte. Aber er war zaghaft und wagte nicht, sich zu freuen, denn er fürchtete einen Rückschlag, ein Erwachen der Natur. Glücklicherweise war Koffredo Hunderte von Meilen entfernt.

Einmal tat Liseli eine Ausrufung, die ihn erschreckte. Eines Abends, als der alte Maler Matroniza, eine galizische Berühmtheit, auf einige Tage zu Gast in Chigirin war, erzählte er von seiner Arbeit, von dem großen geschichtlichen Bilde, woran er malte, und das die Ermordung Cola di Rienzi darstellte. Er war mit dem Entwurfe fast im reinen; nur ein Gesicht wollte ihm nicht nach Wunsch gelingen, das Adriano Colonnas.

Immer wieder wischte er es weg und bereits dreimal hatte er das Modell gewechselt. „Ich brauche eine vornehme, geschmeidige Gestalt, ein schönes trauriges Gesicht mit jenem sinnlichen Etwas, das die Frauen berückt. Ein Mann, den eine Liebesatmosphäre umgibt, als Gegenstück zu Rienzi, dem Ehrgeizigen, dem nichts am Herzen liegt, als Roms Größe und die eigene.“

„Ich habe, was Sie suchen!“ rief Liseli plötzlich. „Genügt eine Photographie?“

„Sie kann mir immerhin zu statten kommen. Lassen Sie einmal sehen!“

Graf Laszewicz hörte unbesorgt zu. Er dachte, es handle sich um eine Photographie nach einem italienischen Gemälde; kaum, daß er sich ein wenig vorneigte, um das Blatt anzusehen, das Liseli brachte. Doch fast wäre ihm ein Ausruf der Bestürzung entfahren, denn das Bild, worauf sein Blick fiel, war das Koffredos. Der Maler betrachtete es prüfend.

„Sie haben recht geraten, Contessa,“ sagte er, sich dankend gegen die junge Frau verbeugend. „Das ist der ‚Mann der Liebe‘, den ich brauche. Darf ich fragen, wer es ist?“

„Es ist mein Mann,“ antwortete Liseli einfach.

Ihrem Vater kam es vor, als erröte sie dabei ein wenig. Hatte er umsonst seinen teuern Studien entsagt, umsonst das Werk über gesellschaftliche Moral unternommen, das seinem Geist eine Marter war, umsonst die Ansichten seiner Tochter umgestürzt?

„Es gibt ein ähnliches Gesicht, das schöner ist als seines,“ fuhr die junge Frau fort. „Das des Herzogs von Urbino in der Tribuna zu Florenz. Aber er hat

weniger — wie soll ich sagen? Ich will es mit Ihren eigenen Worten bezeichnen: weniger Liebesatmosphäre. Man könnte ihn eher mit Rinaldo vergleichen.“ Und sie zitierte die Tassosche Strophe:

„Wenn ihn die Rüstung deckt, gleicht er dem Gotte Mars,
Zeigt er sein Angesicht, glaubt Amor man zu sehen.“

Ich habe oft gedacht, Roffredo müsse in seiner ersten Jugend Rinaldo geglichen haben. — O, nur im Gesicht!“ fügte sie rasch hinzu.

Der Maler lächelte. Sigismund Laskewicz erriet den Sinn des Lächelns, dagegen deutete Liseli dessen Bedeutung falsch.

„Sie zweifeln, das begreife ich wohl. Die Photographie gibt keinen rechten Begriff.“

Sie sprach niedergeschlagen, aber ohne die geringste Verlegenheit.

„Haben Sie noch andre Photographieen Ihres Herrn Gemahls?“ fragte der Maler.

„Nein, keine einzige; aber wenn Sie wünschen, kann ich an meine Schwiegermutter schreiben. Sie hat eine Menge. Diese ist indes die beste.“

Graf Sigismund nahm das Bild und sah es sich genauer an. Er erkannte es als die Photographie wieder, die Roffredo als Vorläufer gesandt hatte, ehe er nach Galizien kam, um seine kleine Braut einzufordern. Auch er, der Vater, hatte sich durch den träumerischen Ausdruck der Augen, den Reiz des gütigen Lächelns täuschen lassen.

„Wollen Sie sie mir anvertrauen?“ fragte Makronka höflich. „Ich verspreche Ihnen, sie sorglichst in

acht zu nehmen, und wenn Sie mir erlauben, sie abnehmen zu lassen, kann ich sie Ihnen baldigst wiedergeben.“

„Das ist nicht nötig — behalten Sie sie,“ erwiderte die junge Frau unbekümmert. „Ich schenke sie Ihnen, ich brauche sie nicht.“

Sigismund Laskewicz seufzte erleichtert auf. Der Künstler, der geglaubt hatte, Liseli sei in ihren Mann verliebt, sah sie enttäuscht an. Ihm tat es wohl, wenn er auf seinem Wege der Liebe begegnete.

„Morgen schreibe ich gerade an Maria,“ sagte die Contessa lustig lachend. „Ich werde ihr sagen, sie möge Roffredo erzählen, daß er auf einem Bilde des großen Makroniza verewigt werden solle. Er wird sich sehr geschmeichelt fühlen.“

Der Name der Contessa Anguillara berührte den Grafen Sigismund stets peinlich. Er fühlte sich verpflichtet, sie zu verachten, und brachte es doch nicht fertig. Das verursachte ihm ein gewisses Unbehagen, erweckte ein Gefühl des Einverständnisses mit den Feinden seiner Tochter.

„Brauchen Sie nicht vielleicht zufällig auch einen Frauentopf für Ihr Bild?“ nahm Liseli wieder das Wort, sich an den Maler wendend. „Eine Sirene mit grünen Augen und langen schwarzen Flechten. . . Auch damit könnte ich Ihnen dienen.“

„Zu Rienzis Ermordung brauche ich doch keine Armida,“ entgegnete der Künstler arglos. Dann setzte er höflich hinzu: „Sollte ich mich je an Tasso begeistern, so werde ich Ihre Güte in Anspruch nehmen, um Armida nach Rinaldo zu bekommen.“

Die Zusammenstellung dieser beiden Namen schien Liseli einen Augenblick stutzig zu machen. Sie versank in Gedanken. Dann rief sie plötzlich: „Wie fern das alles liegt! Heutzutage gibt es andres zu tun, als zu lieben.“

„So? Glauben Sie?“ versetzte Matronika fast zornig. „Es gibt aber doch den unvergänglichen Naturtrieb.“

„Vielleicht ja, ich weiß nicht, ich habe darin keine Erfahrung. Aber in unsrer Zeit darf man nicht mehr für das Glück allein leben.“

Liselis Augen sahen ins Weite, eine Flamme war darin aufgeglüht, ihre zarte Haut hatte sich gefärbt, aus ihrer Stimme klang Begeisterung. Der Maler betrachtete sie mit plötzlichem Anteil und meinte, sie gleiche einer lieblichen Heiligen, die, weltentrückt, nichts von irdischer Leidenschaft weiß und doch geschaffen ist, sie zu empfinden. Ohne zu ahnen, daß sie in dieser Weise beobachtet wurde, und ganz erfüllt von ihrem Gegenstande, fuhr die kleine Contessa Balsorano fort: „Die Frauen unsres Standes müssen an ihre Mitschwestern denken.“

„An ihre Mitschwestern?“ rief der Maler hohnlachend. „Fällt ihnen nicht im Traum ein! An ihren Plunder denken sie und an die Rolle, die sie in der Gesellschaft spielen. Für die Liebe haben sie keine Zeit mehr. Heutzutage kommt es noch zuweilen vor, daß die Männer lieben — aber die Frauen — warum nicht gar! Wohlgemerkt: ich spreche von den höheren Ständen. Im Volke leben die heftigen Gefühle ungeschwächt fort. Man mordet noch aus Liebe, man begeht Selbstmord. Diese Leute leben doch wenigstens, während unsre

spießbürgerliche Selbstsucht alle Quellen der Kraft ausgetrocknet hat.“

„Seien Sie nicht zu schwarzseherisch, Makroniça,“ sagte Graf Sigismund. „Wenn unsre Zeit die alten Götter verloren hat, so hat sie dafür neue.“

„Aber nichts kommt den alten gleich, den Göttern der Liebe!“ rief der Künstler. „Als ich jung war, liebten die Frauen noch. Sie gingen in der Liebe auf; der Tand kam erst nachher. Sie wollten geliebt werden, vor allem aber selbst lieben, aufopfernd, treu — die guten, warmherzigen, meine ich. Heutzutage sehen selbst die ehrenhaftesten in dem Manne nur noch einen Gegenstand der Ausbeutung, sei es als Gatte, sei es als Geliebter. Er soll alles geben, sie alles empfangen. Was sind die meisten verheirateten Frauen der besitzenden Klassen? Dirnen!“

Sigismund Laskewicz erhob Einspruch.

„Sie gehen zu weit, Makroniça,“ sagte er lächelnd. „Es gibt noch achtbare Ehefrauen.“

„Nennen Sie die Ehefrauen achtbar, die ihren Mann zum Ruin, zu unlauterem Erwerb, zu gewagten Unternehmungen treiben, um ihrer Verschwendungssucht fröhnen zu können. Um ein wenig Liebe oder auch nur ein wenig Ruhe von ihnen zu erlangen, ist Geld notwendig, immer wieder Geld. Und woher soll man dieses Geld nehmen?“

Beschämt über seine Erregung, hielt der Maler inne und sagte, sich zu Liseli neigend: „Verzeihen Sie meine Heftigkeit. Ich safele. Später, wenn auch Sie alt sein werden, werden Sie bedauern, in der Jugend nicht anders empfunden zu haben, und mich weniger streng finden.“

„Aber ich finde Sie durchaus nicht zu streng,“ antwortete Liseli. „Sie haben recht: unsre Selbstsucht ist fürchtbar. Ich weiß aber wirklich nicht, ob es schade um die Liebe ist,“ fügte sie nachdenklich hinzu.

Dann verstummte sie; ihr junges Gesicht war traurig geworden. Daß dieser Tölpel von Makronika auch gerade diese Saite anschlagen mußte! Die Augen des Grafen Laszewicz hingen in ängstlicher Erwartung an den Lippen seiner Tochter. Aber Liseli verharrte schweigend. Endlich sagte sie: „Wenn, wie Sie behaupten, die Liebe unvergänglich ist, so wird auch ihr Tag wieder kommen. Lassen wir sie einstweilen schlafen. Eine Liebe gibt es jedenfalls, die nicht aus unserm Herzen entflohen ist: die Liebe zum Kinde.“

Sie schwieg einige Augenblicke, dann setzte sie schüchtern hinzu: „Ich fühle diese Dinge unklar — ich kann sie nicht in Worte fassen; aber mir scheint, daß das Heil der Welt in der Mutterliebe liegt — in der Ausdehnung dieser erbarmenden Liebe auf alle Wesen, die leiden, auf alle, die in den Bereich der Frau kommen, selbst auf den Mann.“

Sie errötete, verlegen über ihre eigenen Worte. Hingerissen von der Begeisterung der unschuldigen Priesterin, fragte Makronika sich, durch welche Verkettung von Umständen oder welche weit zurückgreifende Vererbung die Tochter Sigismunds und Stephanies wohl ein so erstaunliches Ergebnis liefere. Nicht verliebt in den schönen jungen Mann, dessen Bild er für sein Gemälde davontrug! Nicht weltlich, nicht schablonenhaft! Und dazu noch mit merkwürdig modernen Ansichten über das Leben versehen, die sich

durch ihre Jahre, ihre römische Heirat und das abgeschlossene Leben in Chigirin keineswegs erklären ließen.

Dreizehntes Kapitel.

Die Märzregen fanden das Buch noch unvollendet. Der zarte Punkt war noch immer nicht berührt. Bisher hatte die Arbeit von Vater und Tochter das Leben der Frauen der höheren Stände nur in einer Hinsicht betrachtet: in ihren Beziehungen zu ihren unglücklichen Schwestern. Der glühende Eifer, den Liseli dieser Frage entgegenbrachte, konnte ein starkes Ablenkungsmittel werden, aber die Belehrung durfte sich nicht auf die weltbürgerliche Seite des Daseins beschränken; auch das persönliche Leben der Frau, ihr Empfinden, ihre Freuden und Leiden, Pflichten und Versuchungen mußten beleuchtet werden. Welch heikle Sache! Und wie sie angreifen? Sigismund Laszewicz griff sich verzweifelt an den Kopf, um eine Eingebung herauszupressen, aber die Eingebung wollte nicht kommen. Seine Eigenschaft als Vater machte sein Lehramt noch schwieriger. Wie sollte er mit Liseli die verwickelte Frage der Liebe besprechen? Er erinnerte sich an Makronikas Reden und beneidete den Maler um seine Kühnheit. Aber selbst, wenn er diese Kühnheit gehabt hätte — in welcher Weise hätte er davon Gebrauch machen sollen?

War er sich doch selbst noch nicht klar über den Gegenstand! Trotz seiner Bemühungen, sich eine neue Auffassung zu schaffen, dachte er im Grunde wie der

Künstler: er wünschte die Zeit zurück, wo die Frauen noch ganz in der Liebe aufgegangen waren. Die, die er in Jagorlicz gesehen hatte, hatten ihn entsetzt und waren ihm wie Mißgeburten erschienen. Er hätte seiner Tochter sagen mögen: „Liebe deinen Mann, liebe ihn von ganzem Herzen, so sehr du kannst, das ist doch das Beste im Leben.“ Aber eine solche Sprache durfte er nicht führen. Im Grunde schalt er sich schlapp, weil er so selbstüchtig empfand, nachdem sein Geist ein solches Maß von Elend, Schmach, Verbrechen geschaut hatte. Es gibt etwas Höheres als das Glück, das ist: Böses wieder gutzumachen, versuchte er zu denken; und ihm schien es, als ob Liseli zu dieser großen Aufgabe berufen wäre; sie begriff sie, sie würde sie erfüllen. Er gedachte des Ausspruchs seiner Tochter über die Entwicklung der Mutterliebe und ihre Ausdehnung auf alle leidenden Mitschweftern, ja, selbst auf den Mann. Hatte sie aus sich heraus das Zauberwort gefunden, das sie gegen die Stürme der Leidenschaft feite, ohne daß die Weichheit und echte Weiblichkeit ihres Wesens beeinträchtigt worden wäre?

Diese Hoffnung richtete den Grafen Sigismund wieder ein wenig auf. Aber die Schwierigkeiten seines Amtes als unüberzeugter Apostel wurden darum nicht geringer. Täglich fragte Liseli ungeduldig: „Wann fangen wir den dritten Teil an?“

Dieser dritte Teil trug den Titel: „Gefühlsleben“, und zerfiel in vier Kapitel. Das letzte sollte das Schlußwort der Weisheit Salomonis ohne jede Beziehung auf den Gegenstand enthalten, und das erste handelte von der Liebe. Eines Tages erschien die kleine Contessa Bal-

forano mit einem dicken Heft unter dem Arm bei ihrem Vater und erklärte, wenn er sich jetzt nicht entschliesse, würde sie allein anfangen.

„Fang an!“ versetzte er erleichtert.

Sie setzte sich, breitete ihre Blätter aus, bog den Rand um, schrieb: Dritter Teil, Erstes Kapitel, setzte darunter den Titel: Die Liebe, und blieb dann, das Kinn in die Hand gestützt, nachdenklich davor sitzen.

„Nun?“ fragte Graf Sigismund.

„Nun!“ wiederholte sie. „Ich weiß nicht, wie ich anfangen soll. Hilf mir.“

Er fing an zu lachen und sie lachte mit. Obgleich er nicht humoristisch veranlagt war, empfand er doch bisweilen das Naive und Sonderbare seines Unternehmens.

„Ich bin nicht sehr bewandert auf diesem Gebiete,“ gestand er. „Ich habe nur deine Mutter geliebt.“

„Und ich niemand.“

Beide schwiegen. Ihr kam zuerst der gesuchte Gedanke.

„Was wir für die Frauen wollen, ist Glück, Befriedigung. Prüfen wir also, inwieweit die Liebe ihnen beides gewährt, dann werden wir sehen, ob wir ihr das Wort reden, oder davon abraten sollen.“

Sie sprach mit unverbrüchlichem Ernst und ehrlicher Überzeugung. Graf Sigismund unterdrückte einen Seufzer, aber er ging auf Liselis Vorschlag ein. Die Untersuchung gestattete ihm, die peinlichen Schlüsse noch hinauszuschieben. An diesem Tage wurden mehrere Seiten verfaßt, die Graf Sigismund seiner Tochter diktierte. Seine klassische Bildung kam ihm bei der Behandlung des Gegenstandes zu Hilfe und seine neuerworbene Be-

lesenheit lieferte ihm die erforderlichen Vergleiche. Liselis Feder flog übers Papier. Plötzlich hielt sie inne und wiederholte die letzten Sätze: „Bisher sind die Frauen, und zwar von den Zeiten des Altertums bis zur Mitte dieses Jahrhunderts, die Sklavinnen der Liebe gewesen. Heute lehnen sie sich gegen sie auf. Dieses Streben zeigt sich besonders bei den herrschenden Klassen, in den Mittelpunkt der Überkultur. Was hat dieses Erkalten des Frauenherzens dem Manne gegenüber Nützliches und Gutes gewirkt? Die Frage ist verwickelt . . .“

„Was meinst du mit ‚verwickelt‘?“ fragte Liseli. „Mir scheint die Frage im Gegenteil sehr einfach. Wenn das Ergebnis das der Romane ist, die du mir zu lesen gabst, so hat Makroniga recht: da war die Liebe besser. Aber es gibt andre Frauen, die tatkräftigen, tapferen, die daran arbeiten, das Böse zu vermindern, selbst besser zu werden. Nicht zu vergessen jene, die instinktmäßig und von Natur gut sind, wie zum Beispiel Maria, die so segensreich wirken könnte.“

„Deine Erfahrungen sind beschränkt,“ versetzte Graf Sigismund kurz. „Du tust besser, bei allgemeinen Sätzen zu bleiben.“

Ein wenig eingeschüchtert durch die Zurückweisung, schwieg Liseli einen Augenblick.

„Ich wollte sagen,“ hob sie dann wieder an, „daß das Urteil der herzlosen Frauen gesprochen ist. Betrachten wir nun die andern, die, die Gemüt haben, und sehen wir, wie sie ihre Gefühle ausleben, ausleben können.“

Sigismund Laszewicz sah seine Tochter überrascht und bewundernd an. Zum zweiten Male wies sie ihm

den Weg auf diesem schwierigen Gebiete. Und er stürzte sich kopfüber in den heikeln Stoff. In den folgenden drei Tagen schritt ihre Arbeit ein gutes Stück vor; am vierten Morgen aber legte Liseli plötzlich die Feder hin und sagte: „Daß uns überlegen. Aus allem, was wir eben geschrieben haben, geht klar hervor, daß es für die Frauen außerhalb der Ehe kein eigentliches Glück gibt. Aber nun die andern?“

„Welche andern?“

„Die, die unverheiratet oder Witwen sind?“

„Wenn sie nun aber aus diesem oder jenem Grunde nicht für die Ehe taugten?“

„Das sind Ausnahmefälle. Sollen sie der Liebe entsagen? Das wäre ungerecht.“

Sigismund Laskewicz antwortete nicht.

„Und jene, die ihren Mann nicht lieben oder die von ihrem Manne verlassen werden?“ fuhr die kleine Contessa Balsorano fort. „Sollen wir auch ihnen die Liebe untersagen?“

Graf Sigismund blieb noch immer stumm und wandte den Kopf ab, um den Blicken seiner Tochter auszuweichen. Diese sagte: „Du hast keine Meinung über diese Frage. Sie ist auch in der That schwer zu entscheiden.“

„Doch, doch! Ich habe eine Meinung,“ beeilte er sich zu versichern.

Dann verstummte er abermals, sammelte sich und erklärte schließlich bündig: „Außerhalb der Ehe gibt es für die Frau nur Widerwärtigkeiten.“

„Als ob es die in der Ehe nicht gäbe!“ murmelte Liseli kaum hörbar.

Laskewicz mißfiel diese Bemerkung.

„Nicht allein Widerwärtigkeiten,“ hob er wieder an. „Ekel, Bitternis, Demütigungen.“

Und sich an seinem Gegenstande erwärmend, fügte er hinzu: „Wenn die Frau ihre soziale Aufgabe wirksam erfüllen will, darf an ihrem Leben nicht der geringste Makel haften.“

„Makel! Ist eine aufrichtige, einzige Liebe denn ein Makel? An sich ist sie keiner, da eine Förmlichkeit genügt, um sie zu einer Tugend zu machen.“

Entsetzt und fassungslos über diese unabhängige Denkungsart starrte Graf Sigismund seine Tochter an. Liselis Vorurteilsfreiheit, die ihm bisher eine nicht zu unterschätzende Hilfe gewesen war, wurde plötzlich eine Gefahr. Er schlug eine andre Tonart an.

„Und die Kinder?“ fragte er. „Wenn die Frau keine Kinder hat, liegt die Sache anders; aber wenn sie Kinder hat, Söhne, die sie zu Männern erziehen will, so muß sie ein Recht auf ihre volle Achtung haben.“

Liselis Augen glänzten.

„Du hast recht,“ sagte sie fest.

Seinen Vorteil wahrnehmend, fuhr der Graf fort: „Die Frauen der höheren Stände, deren Leben leicht und bequem ist, müssen den andern, denen, die arbeiten und Not leiden, mit gutem Beispiel vorangehen. Das ist das einzige Mittel, ihnen wirklich zu helfen, das einzige Mittel, das Gleichgewicht wiederherzustellen. Die einen kämpfen gegen das Elend, die andern gegen sittliche Schwäche.“

Er sprach, wie es ihm der Augenblick eingab, und

überzeugte sich selbst durch seine Worte. Liseli schwieg. Sie hatte die Augen niedergeschlagen und stützte den Kopf in die Hand. Laskewicz fuhr fort: „Was sagtest du selbst neulich zu Matronika? Du sehest die Mutterliebe der Frau sich in unendlicher Entwicklung schirmend über alle ausdehnen. Du entsinnst dich dessen?“

Liseli antwortete mechanisch: „Ich entsinne mich dessen.“

„Nun, die diesen Weg wählen, in dieser Weise wirken wollen, müssen die Leidenschaft aus ihrem Leben verbannen.“

„Du meinst, der Liebe entsagen?“

Aus Liselis Stimme klang es wie leise Klage. Dem Vater blutete das Herz, aber er blickte zur Seite und entgegnete fest: „Ja! der Liebe entsagen.“

Dann setzte er in weicherem Tone hinzu: „Um lieben zu können, müßten sie einem Manne begegnen, der ihrer Liebe wert ist — und solche gibt es nicht; ich versichere dir, daß es solche nicht gibt.“

„Bist du denn einzig in der Welt, Vater?“

Sigismund Laskewicz stand auf und machte, von der festen aber schmeichelhaften Frage aus dem Konzept gebracht, ein paar Schritte. Dann blieb er vor seiner Tochter stehen.

„Dein Vater ist ein Träumer,“ sagte er, „ein alter Bücherwurm, der nicht als Maßstab dienen kann. Ich meine die jungen, lebensfrischen Männer. . .“

„Und diese?“

„Nun, diese sind nicht dazu angetan, eine Frau glücklich zu machen.“

Aber die Worte des Grafen klangen nicht überzeugt.

Es gab edle, gab tapfere Männer. Liseli merkte, daß er anders sprach, als er dachte. Sie dachte an die Leuchten der Wissenschaft, an die kühnen Forscher, die Männer, die ihr Leben für eine Sache oder eine Idee in die Schanze schlagen, und sagte sich, daß eine Frau stolz darauf sein könne, einen solchen Mann zu lieben. Sie nannte einige Namen.

„Wieder Ausnahmefälle!“ brummte Graf Sigismund.

„Aber sind wir denn nicht überhaupt bei den Ausnahmen?“ entgegnete Liseli. „Die auserlesenen Frauen werden immer Ausnahmen sein.“

„Unser Buch soll aber allgemeine Regeln aufstellen.“

„Ich hatte das Buch ganz vergessen,“ gestand die kleine Contessa Balsorano unschuldig.

Nach einer Pause meinte sie: „Dein letzter Einwand ist also nicht stichhaltig. Aber die beiden andern, der von den Kindern und der vom Beispiel sind unwiderleglich. Ich sehe ein, daß Frauen, die diese Bahn einschlagen, alles andre opfern müssen.“

Dem Grafen Sigismund schien es, als seufze sie, und wieder fragte er sich, ob er nicht statt eines Rettungswerkes eine Grausamkeit vollbracht habe. Wie zu sich selbst sprechend, fügte Liseli hinzu: „Sonderbar, neulich bei dem Gespräch mit Makroniza war mir alles so klar. Heute dagegen sind meine Gedanken so verworren.“

An diesem Tage schrieben sie nicht mehr, und auch an den folgenden Tagen ruhte die Arbeit. Einen benommenen Kopf vorzüglich, blieb Liseli der Bücherei fern und unternahm lange, einsame Spaziergänge. Doch Ende der Woche fand Graf Sigismund sie an ihrem ge-

wohnten Plage sitzen. Ihre Augen blitzten, ihr Gesicht war rosig, ihre Haltung entschlossen.

„Wir wollen arbeiten — ja, Vater? — und uns daran halten, denn die Zeit drängt. Das Buch muß vor meiner Abreise nach Rom beendet sein.“

„Nach Rom?“ fragte Laskewicz entgeistert.

„Ja, nach Rom.“

„Hat dir deine Schwiegermutter geschrieben? Oder dein Mann?“

„Niemand hat mir geschrieben.“

„Wie dann?“

„Ich habe mich von selbst zur Abreise entschlossen. Meine Pflicht ist dort unten.“

Er sah sie immer verblüffter an. Einen solchen Erfolg seiner Lehren hatte er sich denn doch nicht träumen lassen.

„Aber weshalb?“ fragte er. „Bist du Chigirins überdrüssig?“

„Ich möchte es am liebsten nie verlassen.“

„Und es will dich behalten! Höre auf mich, bleibe ruhig und geborgen hier, bei deinem Vater und deinem Kinde.“

„Wir dürfen nicht nur an unsre Ruhe denken.“

„Aber du hast hier Pflichten zu erfüllen. Dein Sohn! Auf ihn allein kommt es an.“

„Den nehme ich mit.“

„Aber wozu nur?“ fragte er abermals.

„Wegen der andern,“ antwortete sie.

Er verstand, und in seiner Seele erhob sich ein Kampf. Ach, wenn er ihr doch diese Rückkehr hätte verbieten können! Es gab nur ein Mittel, sie zurück-

zuhalten: das Geständnis der Wahrheit; doch er fühlte, daß er es nie über die Lippen bringen würde. Er führte jeden irgend annehmbaren Grund ins Feld, er bat, flehte, schlug eine Saite nach der andern an. Sie sei für den Kampf noch nicht vorbereitet, unbefiegbare Hindernisse würden sich ihr entgegenstellen. Er sei ein Theoretiker und habe ihr nur die Bahn vorzeichnen können, doch um sie zu beschreiten, bedürfe es praktischer Schulung. „Geh nicht fort,“ sagte er. „Wir wollen diesen Sommer reisen, ich werde dich nach Paris, nach London führen, damit du mit eigenen Augen sehen kannst.“ Lijeli aber blieb unerschütterlich. Sie weinte sehr, geriet in Verzweiflung bei dem Gedanken, ihren Vater zu verlassen, blieb jedoch fest und wiederholte: „Es ist meine Pflicht.“

In den ersten Tagen des April reiste sie nach Rom ab.

Vierzehntes Kapitel.

Ein leises Klopfen an der Thür.

„Herein!“ rief Roffredo.

Er wandte sich um, in dem Glauben, es sei ein Diener. Es war Lijeli. Sie betrat sonst nie das Rauchzimmer, wo ihr Mann seine seltenen Augenblicke der Beschaulichkeit zubrachte. Sie hielt ihr Kind in den Armen.

„Der Kleine hat ein Zähnen bekommen,“ hob sie an. „Sein erstes Zähnen! Ich wollte es dir zeigen.“

„Sieh!“ fügte sie mit einem Anflug von Schüchternheit hinzu und hielt ihm das Kind hin.

Er nahm es ihr unbeholfen ab, trug es ans Fenster und besichtigte das rosige Zahnfleisch, auf dem eine kleine weiße Stelle hervortrat. Dann gab er es der Mutter zurück und sagte leichtthin: „Der kleine Mann wird nächstens anfangen zu beißen.“

„Er hätte ihn wohl küssen können,“ dachte Liseli. Fest drückte sie das Kind an sich, und während sie das Zimmer verließ, wohin ein unwillkürlicher Drang sie geführt hatte, murmelte sie an ihres Söhnchens Halse: „Ich will dir Vater und Mutter sein.“

Seit ihr Gewissen eine treibende Kraft in ihr geworden war, hatte Liseli eine gewisse Sicherheit gewonnen. Sie fühlte sich befähigt, für sich selbst zu sorgen und sogar andre unter ihre Fittiche zu nehmen. Dieses Gefühl begann sie namentlich auch Koffredo gegenüber zu hegen. Sie hätte seine Freundin werden, ihn zu sich emporheben mögen. Nicht aus persönlichen Beweggründen, einzig und allein, weil er der Vater ihres Sohnes war. Sie versuchte, sich ihm zu nähern, aber er ermutigte diese Bemühungen durchaus nicht. Unbekannt mit dem, was im Geiste seiner Frau arbeitete, setzte er sich instinktmäßig gegen sie zur Wehr. Er fand sie seit seiner Rückkehr verändert, weniger lässig, selbstbewußter — und ein unklares Gefühl von Gefahr hatte sich seiner bemächtigt, peinigte, verfolgte ihn. Wenn Donna Maria ihm ihr gewohntes, bang fragendes: „Nun?“ entgegenrief, antwortete er in einem Tone, dessen Befangenheit und Unsicherheit ihm selbst auffiel. Nicht, daß ihn irgend etwas zu Liseli hingezogen hätte; viel-

mehr hielt er in zäher Treue an der Liebe fest, die seit seinen Knabenjahren sein ganzes Sein erfüllte.

Die freiwillige und unerwartete Rückkehr der jungen Contessa Balsorano hatte Maria Anguillara in ängstliche Bestürzung versetzt, denn sie legte ihr natürlich die Bedeutung unter, die sie am meisten fürchtete. Trotz ihres Scharfblicks und feinen Gefühls schrieb sie diesen Entschluß einem Zuge des Herzens oder vielmehr des Instinkts zu. Auch sie fand Biseli verändert. O, nicht ihr gegenüber! Aber in ihrem ganzen körperlichen, seelischen, geistigen Sein. Sie fühlte, daß im Kopfe der jungen Frau Kräfte frei geworden waren, über deren Natur sie nicht ins klare kommen konnte. Die früher so offenerzige kleine Galizierin schwieg jetzt völlig über ihr inneres Leben. Nur einmal hatte sie gerufen: „Ich bin deinetwegen zurückgekommen — jawohl! Deinetwegen. Ohne dich wäre ich vielleicht nicht wiedergekehrt.“

Der Bitte, sich zu erklären, war sie ausgewichen. Nie sprach sie von ihren Beschäftigungen in Chigirin oder von dem Buche, dessen Kapitel Graf Sigismund eben jetzt in der verlassenen Bücherei durchsah. Nur hin und wieder stellte sie Fragen, die ihre Umgebung in Erstaunen setzten. In Rom gab man wohl Almosen, von Menschenliebe im heutigen Sinne hatte man jedoch keinen Begriff und die tiefste Frage der wirtschaftlichen Stellung der auf den eigenen Erwerb angewiesenen Frau hatte sich dem Volksbewußtsein noch nicht aufgedrängt.

Aus der Ferne, daheim in Galizien, war Biseli alles leicht vorgekommen. Sie war abgereist in dem guten Glauben, daß ihrer ein weites Feld der Tätig-

feit harre, daß ihr Eifer sich sofort würde entfalten können. Besonders zog es sie zu Maria, als der ersten, die sie befehren wollte. Contessa Anquillara, die durch keine bestimmten Pflichten gebunden war, würde ihre wunderbaren Gaben, ihre Klugheit, ihren Scharfsinn ganz und gar in den Dienst der großen Sache stellen können; vielleicht ohne selbst hervorzutreten, denn sie gehörte nicht zu den willensstarken, bahnbrechenden Geistern, aber sie konnte ein klarer stiller Brunnen der Kraft werden, aus dem die Schwachen schöpften, eines jener hochbegabten Wesen, die, indem sie ihrer eigenen Lampe warten, schönheitsverlangenden Seelen zum Leitstern dienen.

Während der ganzen Reise von Lemberg nach Rom war Liseli von ihrem Traum erfüllt gewesen. Sie wollte der Freundin alles sagen, und diese würde sie verstehen, ihr vorangehen, ihr danken, daß sie sie gelehrt hatte, wie man sein Leben regiert. Aber schon bei der ersten Umarmung fühlte sie, daß die Wirklichkeit etwas andres ist als der Traum, und statt zu sprechen, schwieg sie. Jedesmal, wenn sie dieses Gefühl überwinden, dieses unwillkürliche Schweigen brechen wollte, erstarben ihr die Worte auf den Lippen.

Nun waren vierzehn Tage vergangen, und Liseli begann einzusehen, daß sie sich mit ihren jetzigen Ansichten in Rom noch einsamer fühlen würde als früher, aber sie hing nur um so mehr daran, und eine unererschütterliche Zuversicht hielt sie in ihren Mißerfolgen aufrecht.

Duchessa Oriolo sagte zu Don Beppino: „Wissen Sie auch, mein Lieber, daß Ihre Nichte hübsch wird. Roffredo wird gut tun, sich ein wenig um sie zu

kümmern, sonst dürften andre das besorgen. Gestern bei der Quartella der Königin wurde sie sehr beachtet. Sie hat ihre törichte Schüchternheit abgelegt, sie beobachtet . . .“

„Wenn sie nur nicht zu viel beobachtet!“ seufzte Don Beppino.

Die Duchessa zuckte sorglos die Achseln. Trotz ihrer Duldsamkeit gegen ungesegliche Verbindungen redete sie ihnen nicht unbedingt das Wort. Sie hielt es unwillkürlich mit der Seite, auf der der Erfolg war.

„Die Bombe wird offenbar eines schönen Tages plagen. Es wird einen Auftritt, eine Zermürfnis geben; die schöne Freundschaft wird sich in Haß verwandeln . . .“

Don Beppino seufzte wieder.

„Und wie wird es enden?“ fragte er, die Erfahrung seiner Freundin anrufend.

Die Duchessa sann einige Augenblicke nach.

„Wenn es mit rechten Dingen zugeht, muß Liseli Siegerin bleiben. Die gesegmäßige Frau, welche Mutter eines Sohnes ist, behauptet schließlich immer das Feld. Diese hat obenein ein großes Vermögen. Und Roffredo, der sie deshalb, nur deshalb geheiratet hat, wird nicht auf den Preis seines Opfers verzichten wollen.“

„Sie vergessen Donna Maria. Roffredo liebt sie, sie will nicht von ihm lassen, und sie ist eine Riardo.“

„Ich vergesse nichts. Wenn es mit rechten Dingen zugeht! habe ich gesagt. Aber fast immer siegt der Unfinn.“

Die Duchessa Oriolo war nicht die einzige, die eine Krisis in der Balsoranoschen Ehe voraussah. Donna Clelia war zuerst zwar hocherfreut über Liselis Rückkehr

gewesen, aber die Wandlung, die sie alsbald wahrnahm, brachte es ihr zum Bewußtsein, daß die Gunst des Schicksals, die ihre Schwiegertochter verblendete, ein Ende nehmen würde, und mit Schrecken ermaß sie die Folgen des Ermachens und der Entdeckung. Diesmal würde Graf Sigismund seine Tochter auf Nimmerwiederkehr entführen, die Ehe würde geschieden, Rosafredo für den schuldigen Teil erklärt werden, und die Habgier und Unlauterkeit ihres eigenen Verfahrens würde in ihrer ganzen Erbärmlichkeit zu Tage treten. Was aber noch schlimmer war, das Vermögen der Laszewicz würde ihren gierigen Händen entrisfen werden.

Tag für Tag beobachtete sie ängstlich Liselis Gesicht, aber die Augen ihrer Schwiegertochter blickten hell. Eines Morgens, als die junge Frau traurig ausah, vermochte sie sich nicht länger zu halten. Sie mußte Liseli auf den Zahn fühlen, sehen, ob ein Schimmer der Wahrheit durch die Binde gedrungen war. Deshalb fing sie an, Donna Maria anzugreifen, sich abfällig über ihr Alleinleben, ihr selbständiges Auftreten, ihre Abneigung gegen Ratschläge, ihren Eigenwillen zu äußern. In harten, beleidigenden Ausdrücken machte sie ihre Richte schonungslos herunter. Anfangs ließ Liseli sie schweigend reden und wurde nur dunkelrot; dann brach sie plötzlich los: „Die selbständigen Menschen sind die einzigen, die etwas wert sind. Maria ist klug, ist unabhängig — weshalb sollte sie wohl um Rat fragen? Weshalb nicht ihrem eigenen Willen folgen?“

„Weil die Frau weiblich sein muß!“ versetzte Donna Clelia bestimmt. Dabei vergaß sie, daß niemand das weniger war als sie.

„Aber Maria ist die Weiblichkeit selbst. Ihr ganzes Wesen atmet Harmonie, Sanftmut, Güte . . .“

„Güte?“

Ein boshaftes Gelächter gab der Frage Nachdruck.

„Das nennst du Güte? Vielleicht wirst du eines Tages anders sprechen.“

„Nie!“ rief die junge Frau mit herausforderndem Lächeln.

Diesmal war die Reihe des Notwerdens an Donna Clelia. Das Blut stieg ihr zu Kopfe; sie konnte keinen Widerspruch vertragen und hatte nicht übel Lust, dem kleinen Mädchen, das ihr ein „Nie!“ entgegenzurufen wagte, die Wahrheit ins Gesicht zu schleudern. Aber sie dachte an die ausgedehnten Ländereien von Chigirin und bezwang sich. Ein leises Erbarmen unterstützte diese Betrachtungen. Doch es lief ihrer sonstigen Gemüthsart so zuwider, daß es ihr gar nicht zum Bewußtsein kam.

In ihren Briefen an ihren Vater vermied Liseli es, ihn durch Erzählung ihrer Enttäuschungen zu betrüben, obgleich diese im Laufe der Zeit immer schärfere Gestalt annahmen. Schüchtern hatte sie versucht, sich einigen der aufgeklärtesten Personen aus ihrer Umgebung zu eröffnen. Aber wenn sie von den notleidenden Frauen sprach, redete man von Almosen, wenn sie die Pflichten der reichen Frauen gegen ihre gefallenen Schwestern berührte, erntete sie abschreckende Witzeleien. So zog sie sich nach und nach ganz in sich selbst zurück. In ihren Augen handelte es sich bei der gegenwärtigen Bewegung weniger um Rechte, die geltend zu machen waren, als um Liebespflichten, die verkündet werden mußten; aber vergebens breitete sie die Arme aus, nie-

mand wollte sich hineinflüchten, niemand schien geneigt, ihr auf die Höhen zu folgen, denen sie zustrebte.

Als sie eines Tages die Duchessa Oriolo besuchte, neckte diese sie mit ihren modernen Ansichten. Man hatte davon auf dem letzten Empfange bei Hofe gesprochen.

„Sie werden in die Mode kommen, meine Liebe. Machen Sie sich das zu nütze.“

„Aber ich will nicht in die Mode kommen; ich bedaure, daß meine Worte wiederholt worden sind,“ stammelte Liseli verwirrt.

Sie fühlte die Augen der Gäste auf sich gerichtet und fügte, um abzubrechen, kurz hinzu: „Da es mir nicht gelang zu überzeugen, hoffte ich, man würde wenigstens meine Worte mit Stillschweigen übergehen.“

„Da kennen Sie Ihre Leute schlecht,“ versetzte die Duchessa. „Ganz Rom wird davon hören.“

„Wovon?“ fragte Donna Maria, die in einiger Entfernung von der Duchessa saß und die letzten Worte vernommen hatte.

„Wie? Sie wissen nicht?“ rief diese. „Sie, die Busenfreundin? Sollte zwischen den beiden Turteltauben eine Entfremdung eingetreten sein?“

Die Blicke der Duchessa gingen bei dieser verfänglichen Frage neugierig von der einen zur andern.

Donna Maria, die hinzugetreten war, enthielt sich jeder Beteuerung.

„Entfremdung!“ rief Liseli. „Entfremdung zwischen uns!“

Und sie lachte hell auf.

„Aber warum haben Sie ihr dann verschwiegen, was Sie andern sagen?“ fragte die Duchessa. „Halten

Sie sie für zu verstoßt? Wenn ich Contessa Anguillara wäre, würde ich das übelnehmen.“

Don Beppinos Freundin fand ein Vergnügen daran, Liseli zu necken und Maria in Verlegenheit zu bringen. Die kleine Galizierin neigte sich ängstlich zu ihrer Freundin.

„Nimm's nicht übel, ich will dir ja erklären — du sollst alles erfahren.“

Sie sehnte sich so, ihr Herz auszuschütten. Donna Maria fragte gleichmütig lächelnd: „Worum handelt es sich denn? Das weiß ich noch immer nicht.“

Die Duchessa faßte die Theorieen der kleinen Contessa Balsorano, die seit vorgestern abend in Rom die Kunde machten, in ein paar stark gefärbten Worten zusammen. Maria Anguillara warf ihrer Freundin einen vorwurfsvollen Blick zu.

„Darüber hättest du mit mir sprechen sollen.“

Liseli senkte schuldbewußt die Augen. Im Grunde erfreute sie dieser Vorwurf, dessen wahre Bedeutung sie nicht ahnte.

„Und was sagt Roffredo zu alledem?“ fragte Duchessa Oriolo, entzückt, diesen Namen zwischen die beiden Frauen werfen zu können.

„Er weiß ja nichts, nicht das geringste!“ rief Donna Maria unvorsichtig.

Sie hatte Tage, wo all ihre gesellschaftliche Schulung sie im Stich ließ.

Die Duchessa lächelte eigentümlich und wandte sich fragend zu Liseli. Diese beantwortete den stummen Anruf mit einem kühlen: „Ich habe es allerdings nicht gegen ihn erwähnt.“

Ein Etwas in dem Lächeln der Fragerin und in Donna Marias Behauptung hatte sie unangenehm berührt, ohne daß sie sich hätte sagen können, warum. Sie stand unvermittelt auf und verabschiedete sich. Als sie nachdenklich und trübsinnig die Treppe hinabstieg, kam Donna Maria ihr nach und machte ihr mit einer ihr sonst fremden Heftigkeit Vorwürfe über ihr Schweigen.

„Wenn du mehr Vertrauen zu mir gehabt hättest, hätte ich dich verhindert, diese Dummheit zu begehen.“

„Welche Dummheit?“

„Nun die, zu sagen, was du gesagt hast. Kennst du denn nicht die Römer, ihre Zweifelsucht, ihren grausamen Hohn?“

„Und was tut das? Der Hohn ändert nichts an der Wahrheit. Wer die Wahrheit kennt, hat die Pflicht, sie zu sagen.“

Donna Maria warf der jungen Frau einen erstaunten Blick zu. Diese Sicherheit war ihr neu und verblüffte sie. Und beunruhigt fragte sie: „Woher hast du denn diese sonderbaren Lehren?“

In ein paar raschen Sätzen erzählte Liseli von ihrer Arbeit in Chigirin, von dem Buche, das ihr Vater sie hatte schreiben lassen, den Schlüssen, zu denen es sie geführt hatte. Maria hörte schweigend zu. Sie verstand jetzt: Graf Sigismund hatte zwischen seiner Tochter und dem Unglück eine Schranke errichten wollen. Und ihr war es nicht genug, daß sie diese Schranke notwendig gemacht hatte; sie suchte sie auch noch durch Hohn einzureißen. Heiße Scham überkam sie, schloß ihr die Lippen, fesselte sie an ihren Platz vor der kleinen Galizierin.

Die beiden Frauen waren in dem weiten Treppenschur des Palazzo Driolo stehen geblieben. Kein neuer Gast hatte sie unterbrochen und die Diener warteten am Fuße der Haupttreppe hinter der Glastür.

„Gerade auf dich habe ich gerechnet,“ sagte Liseli. „Du solltest mir helfen, diese Ideen zu verbreiten, den Frauen unsres Standes klar zu machen, daß sie die Welt retten sollen, daß sie versuchen müssen, das Schöne in ihrem eigenen Leben zu verwirklichen, um den andern Geschmack daran zu geben.“

Mit versöhnlichem Lachen setzte sie hinzu: „Kurzum, bei der Seele versuchen, was ihnen bei der Kleidung gelungen ist.“

Die Tochter Graf Sigismunds hatte die Hand auf Donna Marias Arm gelegt und drückte ihn unbewußt heftig. Ihre Stimme wurde flehend: „Versprich, daß du mir helfen willst, nicht spotten wie die andern. Du bist geschaffen mich zu verstehen, meine Gedanken zu verwirklichen. Dein einsames, reines Leben . . .“

„Nein!“ rief Contessa Anguillara, ihren Arm Liselis Griff entziehend.

„Ja doch, rein,“ wiederholte Rossredos Frau mechanisch.

„Du weißt nicht, was du sagst!“

Die Worte kamen zischend über Donna Marias Lippen.

Liseli sah sie entgeistert an; trotz ihrer Harmlosigkeit hatte sie den Sinn des Einwurfs erfaßt und fühlte sich schmerzlich dadurch erschüttert. Unwillkürlich war sie einen Schritt zurückgetreten.

„O! Schon flöße ich dir Abscheu ein!“

Donna Marias blasse Lippen stießen diesen Ruf aus, der ein Geständnis voll namenlosen Jammers war. Alle Sicherheit der Weltbame hatte sie verlassen, wie am Abend des Gründonnerstages auf dem Lateranplatze war die Fähigkeit zu lügen plötzlich von ihr gewichen, unaufhaltsam, wie ein Kleid, das von den Schultern gleitet. Sollte ihr nach dem Vater nun auch die Tochter die Wahrheit entreißen? Liseli sah, wie die Schultern ihrer Freundin bebten, und ein Strom des Mitleids stieg ihr vom Herzen zu den Lippen. Sie wußte nicht, was sie sagen, wie sie trösten sollte, und stammelte: „Ich werde dich nur um so mehr lieben. Du sollst mir noch teurer sein. . . .“

Ein Geräusch ließ sie verstummen. Die Glastür, hinter der die Diener warteten, hatte sich geöffnet, eine Männergestalt stieg die Stufen hinan. Liseli wandte den Kopf nach der Treppe und erkannte ihren Mann. „Ach, da ist ja Roffredo!“

Dann fielen ihre Augen wieder auf Donna Maria, und sie bemerkte, daß diese leichenblaß geworden war. Liseli stockte der Atem. Was war denn das nun wieder? Die beiden Frauen blieben einander starr, wie versteinert, gegenüber stehen und schauten den Mann an, der heraufkam. Als er sich ihnen bis auf einige Schritte genähert hatte, zog er den Hut und grüßte sie ein wenig verlegen; das war er immer, wenn er sie zusammen antraf.

„Wie? Ihr geht schon? Das ist Pech! Sind viele Leute bei der Duchessa?“

„Nur drei oder vier Personen,“ antwortete Liseli. Um Maria Zeit zu geben, sich zu erholen, fügte

sie hinzu: „Onkel Beppino, der österreichische Botschafter, Mrs. Wilkinson . . .“

„Welch ehrwürdige Versammlung! Könntet ihr nicht noch einmal mit mir hineingehen?“ schlug Roffredo vor, bald seine Frau, bald seine Cousine anblickend.

„Nein, unmöglich!“ rief Contessa Anguillara. „Ich habe eine Verabredung um sechs Uhr, und komme so wie so schon zu spät. Guten Abend, guten Abend beiderseits!“

Sie grüßte mit einer leichten Handbewegung, stieg schnell die Stufen hinab und verschwand hinter der Glastür.

Roffredo und Liseli blieben allein. Er glaubte seine Bitte aus Höflichkeit wiederholen zu müssen, aber die junge Frau ging nicht darauf ein. Ihr schwindelte der Kopf, der Verstand stand ihr still.

„Ich muß auch nach Hause; der Kleine wartet,“ sagte sie. „Auf Wiedersehen, Roffredo.“

Sie begann, die Treppe hinabzusteigen, aber die Kniee zitterten ihr, und sie mußte sich am Geländer halten. Roffredo stieg in entgegengesetzter Richtung hinauf. Vor der Tür der Duchessa blieb er einen Augenblick stehen, ehe er auf die Klingel drückte; die doppelte Begegnung hatte ihm einen noch unbehaglicheren Eindruck als sonst hinterlassen, der Ausdruck der beiden Frauen verfolgte ihn. Das war nicht ihr gewöhnlicher Ausdruck! Ihn überlief der Schauer, den das Nahen verhängnisvoller Augenblicke erregt. Er, der sein Leben für eine Kinderei aufs Spiel gesetzt hätte, verzagte bei dem bloßen Gedanken an moralischen Kampf.

Fünfzehntes Kapitel.

Am folgenden Morgen legte Donna Maria Roffredo eine vollständige Beichte ab, die mit dem Geständnis begann, das Sigismund Laskewicz ihr auf dem Platze vor San Giovanni in Laterano entlockt hatte.

„Ich habe es dir nie gesagt, aber meinetwegen hat er seine Tochter fortgebracht.“

Da sie sah, daß der junge Mann nicht überrascht schien, fragte sie: „Also wußtest du es?“

„Ja,“ antwortete Roffredo, „aber ich wußte nicht, daß du die Angeberin warst.“

Gerührt sahen sie sich an, in der Erkenntnis, daß sie sich gegenseitig aus Liebe hatten schonen wollen.

„Aber das ist nicht alles,“ hob Donna Maria wieder an. „Es liegt Ernsteres vor.“

Sie erzählte nun, was sich gestern abend im Treppenhause des Palazzo Oriolo zwischen Liseli und ihr zugegetragen hatte, und setzte hinzu: „Wenn sie auf den Gegenstand zurückkommt, wenn sie mich geradezu fragt, so weiß ich, daß ich nicht lügen könnte. Die Wahrheit wird mir entschlüpfen.“

Sie sprach mit der Verzagtheit, die aus dem Gefühl unabwendbaren Verhängnisses entspringt. Roffredo aber rief: „Du würdest also sagen, daß . . .“

„Nein, ich würde es nur zu verstehen geben.“

Der junge Mann machte eine vorwurfsvolle Gebärde und begann erregt auf und ab zu gehen. Sie folgte ihm traurig mit den Augen.

„Verzeih mir, Roffredo, aber ich habe nicht mehr die Kraft zu lügen, besonders ihr gegenüber!“

Er blieb stehen.

„Glaubst du, daß sie etwas ahnt?“

„Noch nicht!“ antwortete Contessa Anguillara. „Aber sie ist auf der Fährte; ich habe es an ihren Augen gesehen. Ein Hauch wird genügen . . .“

Roffredo zog die Schultern ein und nahm seine Wanderung wieder auf. Schweigen senkte sich über beide, so peinlich, so drückend, daß sie fast darunter erlagen, und es doch nicht zu brechen wagten. Ihm wurde die Last zuerst unerträglich.

„Maria!“ sagte er, sich zu ihr setzend, „Maria, ist es denn wirklich unabwendbar?“

„Ich sage dir ja, ich habe nicht mehr die Kraft zu lügen. Noch ein paar Tage, und sie erfährt alles.“

„Und was tun wir, wenn sie es erfahren hat?“

Aus Roffredos Stimme klang eine flehende Bitte, ein Geständnis der Schwäche. Donna Maria maß ihn mit den Augen; sie fragte sich plötzlich, was an ihm liebenswert sei. Aber während sie ihn ansah, schmolz ihr Blick, und die zwecklose Frage verstummte.

„Was wir dann tun?“

Sie rang die Hände, dann sagte sie plötzlich hart: „Wir schämen uns.“

Die Antwort verstimmte Roffredo, machte ihn ungeduldig. Einmal, weil er die Auffassung übertrieben fand, außerdem, weil er so daran gewöhnt war, sich auf die Klugheit und Gewandtheit seiner Freundin zu verlassen, daß es ihm unheimlich erschien, sie von vornherein die Waffen strecken zu sehen. Und da er ein Schwächling war, wurde er gereizt.

„Was schlägst du vor?“ fragte sie.

Er zögerte und stammelte unzusammenhängende Worte. Hätte er gesagt: „Wir wollen nicht abwarten, wir wollen fortgehen,“ so wäre sie ihm vielleicht gefolgt. Aber er stand unschlüssig, hilflos, fassungslos vor dem Unvermeidlichen. Ein bitteres Lächeln teilte Maria Anguillaras bleiche Lippen.

„Wir können nichts verabreden,“ nahm sie wieder das Wort. „In dieser Krisis muß jeder von uns völlig selbständig handeln. Ich kann dir nicht sagen, was ich tun werde, und auch deine Absichten müssen mir unbekannt bleiben.“

Diese Antwort schmetterte Roffredo nieder; sie klang ihm wie ein Verdammungsurteil. Er sträubte sich, bat und flehte, versprach, ihren Ratschlägen blindlings zu folgen, wenn sie ihm nur welche geben wolle. Aber Donna Maria blieb fest.

„Folge du deinem Gewissen, ich werde dem meinen folgen.“

Nun wurde er zornig. Ihrem Gewissen? Bisher waren sie nur ihrer Liebe gefolgt. Diese war ihnen über alles gegangen, ihnen Gesetz und Gewissen gewesen. Sie schüttelte den Kopf. Da der junge Mann sah, daß seine Gründe keinen Eindruck machten, überhäufte er seine Geliebte mit Vorwürfen. Sie lasse ihn im Augenblicke der Gefahr im Stich; gewiß wolle sie in dasselbe Horn blasen wie seine Mutter und ihm die widerwärtige Komödie einer ehelichen Versöhnung anraten.

Nein und tausendmal nein! So weit würde er die Niedertracht nicht treiben, diese äußerste Schmach wolle er Liseli nicht antun. . . .

„Und wer rät dir denn dazu?“ fragte Donna Maria

kalt, indem sie den Kopf erhob, den sie unter der Flut seiner Worte gesenkt hatte.

„Nun, so verabreden wir uns!“ rief Roffredo, von neuer Hoffnung beseelt.

Sie sah ihm tief in die Augen. Stand er im Begriff, endlich das entscheidende Wort zu sprechen, das Wort, das ihrer Handlungsweise etwas Ehrliches gab? Sie würden unglücklich und heimatlos sein; aber sie würden wenigstens nicht länger in Lug und Trug leben. Sie fühlte sich unfähig, Liseli nach der Krisis wieder unter die Augen zu treten. Diese Prüfung ging über ihre Kraft. Wenn sie gesagt hätte: „Ich gehe fort,“ so würde Roffredo geantwortet haben: „Ich gehe mit dir.“ Aber sie war entschlossen, ihm allein die Verantwortung für seine Handlungen zu überlassen. Beide schwiegen. Sie sah, daß er noch immer der Sklave seiner Mutter, der Sklave der Balsorano war und nie den Mut haben würde, die Bande zu sprengen.

„Ich habe es dir schon gesagt. Diesmal können wir nichts verabreden.“

Sie wiederholte: „Folge du deinem Gewissen; ich werde dem meinen folgen.“

Wieder überkam ihn ohnmächtiger Zorn.

„Du liebst sie mehr als mich!“ rief er. „Ihr opferst du mich auf.“

„Roffredo!“

„O, ich weiß es wohl! Außerdem hast du es mir ja selbst gesagt, damals, als sie im Sterben lag.“

Damit nahm er seinen Hut und verließ sie ohne ein weiteres Wort. Sie ließ ihn gehen.

Nach einem eiligen Frühstück im Speisehause ging

Roffredo heim und schloß sich in dem Zimmer ein, wo er einst vor seiner Abreise nach Galizien sein Unglück den Ahnenbildern vorgeworfen hatte, die seine Reden gleichmütig anhörten. Heute beraubte die klare Erkenntnis seiner Verantwortlichkeit ihn dieses kindischen Trostes.

Es gibt Augenblicke, wo der Schleier plötzlich fällt und der Mensch seine Handlungen mit erbarmungsloser Deutlichkeit in ihrer Kleinlichkeit oder Häßlichkeit sieht. Biseli's Mann durchlebte in wenigen Minuten noch einmal sein ganzes Leben, sein nichtiges Dasein, worin nichts sich abhob. Nur eine kräftige Betätigung trat hervor: seine Liebe zu Maria. Freier atmend, richtete er sich in die Höhe und verbannte aus dem Schwarm der Selbstvorwürfe, der sich in seinem erregten Gewissen erhoben hatte, alles, was sich auf diese Liebe bezog. Das Unrecht, das wahre Unrecht, der Urgrund der jetzigen unerträglichen Lage war seine Heirat gewesen. Alle Leiden, die ihnen bevorstanden, entsprangen daraus.

Maria wie Biseli waren die Opfer dieser That, des Ergebnisses seiner eigenen schwachen, schlaffen Natur. Obwohl er gut und warmherzig und im Grunde rechtschaffen war, hatte er doch nur Unheil angerichtet. Dieser Gedanke drückte ihn nieder und erstickte den Zorn, den die Worte der Contessa Anguillara in ihm erweckt hatten.

Warum hatte das Unglück es gewollt, daß die beiden Frauen sich lieb gewannen? Aber wenn sie sich nicht lieb gewonnen hätten, würden andre Verwicklungen eingetreten sein. Es war ihm eine Erleichterung, sein Schicksal als ein unabwendbares Verhängnis zu betrachten. In dieser Verschlingung der drei Lebenspfade

war eine Person zu viel. Und diese eine war er. Er ging alle Möglichkeiten durch, die bei so bewandten Umständen denkbar waren; nur eine konnte helfen: sein Verschwinden! Hoffredo war nicht ohne körperlichen Mut, er fürchtete den Tod nicht und gerne hätte er bei ihm Zuflucht gesucht, um dem geistigen Kampf zu enttrinnen. Aber ein Selbstmord hätte die Krisis nur beschleunigt und verschlimmert, das Leid der beiden Frauen nur noch schwerer gemacht. Und doch mußte eine Entscheidung getroffen werden.

Einen Augenblick dachte er daran, seine Mutter um Rat zu fragen, aber sein Gemüt, das durch das Erwachen des Gewissens geädelt worden war, empörte sich gegen die rohen und niedrigen Ratschläge, die er würde hören müssen. Diesmal mußte er allein entscheiden. Er ging einige Augenblicke heftig im Zimmer auf und ab. Da er sich nicht das Leben nehmen konnte, wollte er abreisen: eine kurze Fahrt, von der er nicht wiederkam. Ein annehmbarer Vorwand mußte sich unschwer finden lassen. Aber fortgehen war keine Lösung; und als er ins einzelne gehen wollte, ergaben sich Schwierigkeiten: er hatte kein Geld, und um zu reisen und im Auslande zu leben, brauchte man viel.

Hoffredo preßte die geballten Hände aneinander und fand, daß das Schicksal schwer auf ihm lastete. Doch plötzlich lächelte er wie jemand, der sich unterwegs verirrt hat und endlich den Weg wiederfindet. Er blieb stehen und warf mit einer kindlichen Gebärde des Triumphes den Kopf zurück, aber seine Augen blieben traurig. „Maria!“ flüsterte er mit zuckenden Lippen. Dann trat er an einen Tisch, griff mechanisch nach den Büchern,

die darauf lagen, zündete sich eine Zigarette an, tat einige Züge daraus, klingelte seinem Diener und ging hinüber in sein Ankleidezimmer. Nach einer halben Stunde kam er mit dem Hut auf dem Kopfe heraus.

„Ich esse heute abend im Klub,“ sagte er zu dem Diener. „Wartet nicht auf mich!“

Das war eine Gewohnheit, die er in Liselis Abwesenheit angenommen hatte, und man wußte im Hause, was „im Klub essen“ bedeutete. Im Gange blieb Roffredo einen Augenblick vor dem Zimmer seines Sohnes stehen, ein ungewöhnliches Verlangen hineinzugehen wandelte ihn an. Aber er gab ihm nicht nach, beschleunigte seine Schritte, rief, auf der Straße angelangt, eine offene Droschke an, sprang hinein und fuhr schön, schmuck, eine Blume im Knopfloch, durch das noch von den Strahlen der Aprilsonne erhellt Rom. Freunde und Bekannte heiter grüßend, durchmaß er den Corso, fuhr um den Pincio, ging auf einen Augenblick in die Villa Borghese, kam zurück, nannte die Straße des Palazzo Anguillara, kritzelte auf eine Karte: „Ich komme morgen um zwei Uhr,“ gab die Botschaft dem Pförtner und stieg wieder in seine Droschke. Er machte noch einige Fahrten und kleine Einkäufe, kehrte nach der Piazza del Popolo zurück, schlug die Via Flaminia ein, fuhr durch die Via Malle, kreuzte die Piazza Salara, fuhr noch ein paar Meter und stieg vor der Osteria Melafuma aus.

Um diese Jahreszeit und zu dieser Stunde war der Saal fast leer, nur einige Jäger tafelten an einem vier-eckigen Tische und zwei junge Ehepaare, Hochzeitsreisende, küßten sich verstoßen, sowie der Kellner den Rücken

drehte, unbekümmert um die Blicke der übrigen. Roffredo bestellte sein Abendessen, wenige Gerichte, aber viel Wein.

Er aß langsam und rauchte alsdann zwei Zigarren, während er fortfuhr zu trinken. Der Saal hatte sich allmählich völlig geleert, der Kellner hatte sämtliche Tische abgeräumt. Von Zeit zu Zeit steckte er die Nase zur Thür herein, um zu sehen, ob der letzte Gast noch immer nicht das Feld räume. Endlich stand Roffredo auf, bezahlte seine Rechnung und ging hinaus. Eine einsame Droschke hielt auf dem Platze, aber er nahm sie nicht und beantwortete das Drängen des Kutschers durch ein schroffes: „Ich sage dir doch, daß ich zu Fuß gehe.“ Er schritt wieder über die Brücke, ging ein Stückchen, schlug, sich schrägüber nach links wendend, die Montis Parioli-Allee ein und vertiefte sich in die einsamen Laubgänge, die die Via Flaminia auf mancherlei Umwegen mit der Porta Salara verbinden.

Die Hände in den Taschen, ging der junge Mann rasch vorwärts, die Luft durch die Zähne ziehend, während ein kühler Wind die Zweige der Bäume über ihm bewegte. Nicht eine lebende Seele kam ihm entgegen oder überholte ihn. Alles war wie ausgestorben. Dann wurde das Schweigen durch Räderrollen unterbrochen; ein Karren fuhr vorüber. Weiterhin belebten einen Augenblick die durch die Dunkelheit vergrößerten Gestalten zweier berittenen Schutzleute den Weg. Dann wieder tiefe Einsamkeit. An der Ecke der Acqua Acetosa hemmte Roffredo seine Schritte. Hier war er eines Morgens, in der ersten Zeit ihrer Liebe, mit Donna Maria gewesen. Später hatten sie dann oft zusammen in der

Laube der Osteria ein Frühstück von Salat und frischen Eiern verspeist. Fast unbewußt ließ er sich von seinen Füßen dorthin tragen. Alles war stumm und verlassen, nicht ein Zeichen von Leben machte sich bemerkbar. Im Oberstock des Wirtshauses brannte noch eine Lampe, aber bald erlosch auch diese. Der junge Mann schauderte leise zusammen. Er hatte sich auf einen Stein gesetzt und ließ in der Dunkelheit der sternklaren Nacht seine Blicke lange auf den verschwommenen Umrissen des kleinen Gemäuers ruhen, unter dem die Quelle der Acqua Acetosa gefaßt ist. Aber er dachte nicht; sein erschöpftes Gehirn hatte keine Gedanken mehr.

Nach einer Weile fröstelte ihn, und er nahm seine Wanderung wieder auf. Er schritt am Tiber entlang, ging an den Tuffhöhlen vorbei, bekam Lust, hineinzuschlüpfen, schrak vor dem schwarzen Schlunde zurück, kehrte um und erstieg eine der Böschungen, die hinter dem kleinen Wirtshaus ansteigen. Von dort hatte er einen freien Blick auf den Tiber, der sich wie ein dunkles Band von dem gelben Erdreich seiner Ufer abhob, die die Nacht nicht völlig verbarg. Roffredo kannte alle Windungen des Flusses, da er früher viel gerudert hatte, und hielt mit diesem alten Freunde ein langes stummes Zwiegespräch. Allmählich fielen ihm die Augen zu, seine Glieder wurden schwer und er streckte sich aus, dann wollte er aufstehen, glitt aber auf dem feuchten Rasen ab und hatte, nachdem er einmal lag, schlaftrunken und vom Wein benommen, nicht mehr die Kraft, sich zu erheben. Er legte den Kopf auf den linken Arm und schlief ein.

Eine Stunde nach der andern verging, und der

junge Mann schlief immer noch. Zuweilen zuckte er zusammen, wachte aber nicht auf. Als er endlich wieder die Augen öffnete, war die Nacht nicht mehr so schwarz, ein weißlicher Schimmer erhellte das Dunkel. Er setzte sich auf und stieß einen Schrei aus, so sehr waren seine Glieder erstarrt. Als er, vor Kälte zitternd, seine Kleider befühlte, sah er, daß sie völlig durchnäßt waren. Nun richtete er sich vollends auf, schüttelte sich, stieg die Böschung hinab und begann, am Ufer des Tiber entlang zu gehen. Anfangs kam er nur langsam vorwärts, weil er ganz steif von der Kälte war, die sein Körper eingesogen hatte; bald aber wurden seine Glieder etwas geschmeidiger, und er konnte rascher gehen. Weißer Nebel stieg vom Tiber auf und hüllte ihn in kalte, durchdringende Dünste. Er ging weiter, machte lange Schritte und fing endlich an zu laufen. Sein Blut kam wieder in Bewegung. Bald aber mußte er stehen bleiben, weil ihm der Atem versagte. Roffredo griff sich an die Stirn; seine Schläfen hämmerten, und er hatte ein Gefühl schmerzhafter Leere im Gehirn; er versuchte zu denken und vermochte es nicht. Da warf er seinen Hut ins Gras, entkleidete sich hastig und sprang in den Fluß.

Langsam erhellte sich der Himmel, tiefe Stille lag über der Campagna. Er schwamm einen Augenblick mit raschen Stößen, tauchte ein paarmal in das eisige Wasser, kam wieder an die Oberfläche, schwamm noch ein Stück, kehrte dann zum Ufer zurück und stieg aus dem Flusse. Er klapperte mit den Zähnen. Nun betupfte er sich mit zwei Taschentüchern und den Zipfeln seines Hemdes, um sich abzutrocknen, warf dann das durch-

nächste Hemd über, zog sich wieder an und brauchte volle zwei Stunden, um nach dem Palazzo Balsorano zurückzukehren, so schwer wurde ihm das Atmen.

Die Thür war noch nicht offen; so schob er seinen Schlüssel ins Schloß, drehte ihn vorsichtig um und stieg lautlos die Treppe hinauf. Er war sich bewußt, wie ein Landstreicher auszusehen, und hatte Angst, seinen Leuten zu begegnen. Sein alter Bedienter war der einzige, der ihn kommen hörte, und dieser langjährige Diener der Familie dachte bei sich, daß die Schäferstunde seines Herrn diese Nacht länger als sonst gedauert habe.

Sechzehntes Kapitel.

Im Palazzo Balsorano herrschte Bestürzung. Als Roffredos Diener gegen zehn Uhr ins Zimmer seines Herrn getreten war, hatte er ihn in Fieberschauern gefunden, mit blutleerem Gesicht, starren Augen und keuchendem Atem. Er schickte auf eigene Hand zum Arzt und ging, um Donna Clelia zu benachrichtigen, die sofort zu ihrem Sohne eilte. Sie geriet auf den ersten Blick in Angst.

„Das ist bössartiges Fieber!“ rief sie.

„Eine Lungenentzündung!“ erklärte der Arzt.

Da der Fall sehr ernst erschien, verlangte er, daß sofort ein anderer Arzt zugezogen werde, und weil der Kranke nicht in der Verfassung war, zu antworten, fragte er Contessa Balsorano, wie ihr Sohn den gestrigen Tag zugebracht habe.

„Wie gewöhnlich,“ erwiderte sie. „Er hat auswärts gefrühstückt, aber den Nachmittag zu Hause verbracht. Abends habe ich ihn nicht gesehen, er speiste im Klub. Um welche Zeit ist er nach Hause gekommen, Giovanni?“

„Zur gewohnten Stunde, Contessa,“ antwortete der Diener, dem Arzt einen Wink mit den Augen gebend.

Dieser verstand und fragte nicht weiter.

Niemand hatte daran gedacht, Liseli zu benachrichtigen. Durch Zufall erfuhr sie, was vorging, und eilte sofort zu Roffredo. Auch sie sah trotz ihrer Unerfahrenheit, daß er sehr krank war. Er erkannte sie nicht; sein Gesicht war jetzt dunkel gerötet, der Atem kam pfeisend aus seinem Munde, eine qualvolle Schwere lähmte seine Glieder und sein Gehirn, machte ihn unempfindlich gegen die Vorgänge um ihn her. Die junge Frau setzte sich ans Bett des Kranken und tat einige Fragen. Warum war sie nicht früher gerufen worden? Man hätte sie sofort rufen sollen. . . . Dann sah sie sich um und gab Anordnungen für die Herrichtung des Zimmers. Dieses gebietende Auftreten ärgerte Donna Elelia dermaßen, daß sie ihren Schmerz vergaß.

„Geh auf dein Zimmer,“ sagte sie. „Dir fehlt es an Erfahrung; du verstehst nichts von Krankenpflege. . .“

Und da ihre Schwiegertochter ihr einen Blick kalter Entrüstung zuwarf, fuhr sie milder fort: „Bleibe wenigstens nicht an seinem Bett; er braucht Luft.“

„Er braucht vor allen Dingen Pflege,“ entgegnete Liseli.

„Aber ich bin ja hier, auch Giovanni ist da, und die Krankenschwestern sind eben gekommen.“

„Einerlei! Mein Platz ist hier.“

Bei diesen mit sanfter Festigkeit gesprochenen Worten legte Liseli ihre Hand wie schützend auf die des Kranken.

Contessa Balsorano fühlte einen unbezähmbaren Zorn in sich aufsteigen und verließ das Zimmer, da sie einsah, daß ein Streit in diesem Augenblick doch zu unpassend gewesen wäre. Liseli, der nunmehr allein die Leitung der Pflege zufiel, bemühte sich sorglich um den Kranken; sie klopfte seine Rippen auf, strich ihm das Haar aus der Stirn, nezte ihm die Schläfen. Zum ersten Male fühlte sie, daß er ihr gehörte, daß er ein Teil ihres Lebens war, daß sie nicht gleichgültig gegen ihn werden konnte. Zum ersten Male gewahrte sie das Band, das die Ehe schafft.

Noch am Vormittag fand die Beratung der Ärzte statt. Sie erklärten den Fall für hoffnungslos. In sehr gelehrten Worten setzten sie auseinander, daß eine so bedeutende Lungenentzündung jeden Augenblick eine Lähmung der Luftwege herbeiführen könne. Donna Clelia behauptete, daß sie sich irrten; als sie jedoch ihre mitleidigen Blicke sah, überkam sie eine so leidenschaftliche Auflehnung, daß sie Gott, die Madonna, die Heiligen anklagte. Sie wollte diesen so abgöttisch geliebten Sohn nicht hingeben. Don Beppino lag, aller Energie bar, weinend in einem Sessel, während Antonio Balsorano verstört aus einem Zimmer ins andre irrte. Nur Liseli behielt ihre Besonnenheit. Sie nahm die Verordnungen der Ärzte entgegen, stellte die Schwestern an, wachte darüber, daß nichts verabsäumt wurde. Sie hatte die Leitung von allem übernommen, und niemand fiel es ein, sie ihr streitig zu machen. Die

Dienstboten, die sie bisher nicht für voll angesehen hatten, folgten jetzt blindlings ihrem leisesten Wink.

Das Fieber ließ nicht nach, trotz der hohen Chinindosen; immer pfeifender kam der Atem aus den Lungen des Kranken. Er warf sich verzweifelt umher, die Decken mit heftigen Armbewegungen von sich schleudernd. Dunkelrot, mit verglasten Augen, lag er, unverständliche Worte murmelnd, wie ein Sterbender da. So verging der Tag. Abends richtete er sich plötzlich im Bette auf, sah die Umstehenden mit wirren Blicken an und ächzte: „Maria! Maria!“

Er wiederholte den Namen mehrmals in flehendem Tone, und schließlich in angstvoller Verzweiflung. Da wandte sich Liseli von Roffredos Bett, trat zu Don Beppino und sagte kalt: „Contessa Anguillara muß geholt werden.“

Contessa Anguillara? Diese förmliche Benennung schien zwischen Vergangenheit und Gegenwart eine unerbittliche Grenze zu ziehen. Don Beppino sah seine Nichte verdutzt an, ohne zu wissen, ob er gehorchen solle.

„Aber so gehen Sie doch und bringen Sie sie her,“ drängte Liseli. „Sie hören ja, daß er nach ihr verlangt.“

Dann kehrte sie gleichmütig an Roffredos Bett zurück und legte mit mütterlicher Gebärde ihre kühle Hand auf seinen brennenden Kopf, der sich unruhig in den Kissen umherwarf.

Eine halbe Stunde darauf trat Contessa Anguillara ins Zimmer des Kranken. Sie hatte sich in großer Toilette, mit Diamanten geschmückt, auf einem Festmahl beim österreichischen Botschafter befunden, als Don

Beppino sie rufen ließ, und war herbeigeeilt, ohne auch nur daran zu denken, sich umzukleiden. Ihre schwarz umschatteten großen grünen Augen brannten wie Flammen in dem totenbleichen Gesicht. Man gab Raum, um sie heranzulassen, nur Liseli verharrte, ohne sich zu rühren, auf ihrem Wärterinnenposten. Ohne irgend jemand anzusehen, sank Donna Maria an der andern Seite des Bettes auf die Kniee. Roffredo schien sie nicht einmal zu bemerken. Die Unruhe hatte ihn wieder erfaßt; angstvoll warf er den Kopf auf dem Rissen herum und gegen die Bettwand. In dem von verschleierten Lampen schwach erhellten Zimmer hörte man kein Geräusch, außer dem der Rosenkränze, die die Nonnen durch die Finger gleiten ließen.

Als die Ärzte zum vierten Male an dem Tage wiederkamen, verbarg Donna Maria sich bescheiden hinter den Bettvorhängen. Sie fühlte, daß eine andre jetzt die Leitung von Roffredos Leben übernommen hatte, und es kam ihr nicht in den Sinn, sich dagegen aufzulehnen; der Gedanke, daß er sterben müsse, nahm sie völlig hin. Nicht ein Schimmer von Hoffnung stärkte sie; sie wußte, daß dies das Ende war, und hörte nicht einmal auf die Worte der gelehrten Professoren, die beschäftigt waren, den armen Körper zu quälen, den sie so sehr geliebt hatte.

Man versuchte Einspritzungen. Der Kranke, der sich dagegen wehrte, mußte festgehalten werden. Jeder war irgendwie beschäftigt; es fehlte an einer helfenden Hand. Einer der Ärzte wandte sich um und gewahrte die hinter den Vorhängen kauernde Frau.

„Halten Sie, bitte, den Arm, Signora.“

Sie gehorchte und kam aus dem Dunkel hervor; ihr prächtiger Anzug, ihre entblößten Schultern, die Diamanten an ihrem Nieder schienen ein herzzerreißender Hohn in diesem Zimmer, vor dessen Thür der Tod stand. An der andern Seite des Bettes hatte die kleine Contessa Balsorano einen Arm um den Hals des Kranken gelegt und stützte seinen Kopf.

Als die Ärzte sich entfernt hatten, sank Donna Maria wieder in die Kniee, und ihr langes weißes Damastkleid breitete sich wie ein Leichentuch über den dunkeln Teppich. Liseli setzte sich auf die andre Seite, ihr gegenüber. Da begann Roffredo laut im Fieber zu reden. Die beiden Frauen lauschten. Er sprach in abgerissenen, unzusammenhängenden Sätzen, deren Bedeutung Liseli größtentheils entging, die aber Donna Maria verstand. Den Kopf an der Matratze verborgen, erlitt sie die unfägliche Qual. Die Tränen, das Schluchzen, die ihr der Anblick des sterbenden Roffredo sonst erpreßt hätte, wurden durch das Grauenhafte der Situation zurückgedrängt. Nie hatte sie sich selbst in ihren schlimmsten Befürchtungen eine so ausgesuchte Pein und Demütigung vorgestellt.

Plötzlich fuhr der Kranke mit der linken Hand über die Decke, als suche er etwas. Dabei traf er auf den Arm Donna Marias und erfaßte ihn. Nun wurden seine irren Reden sanfter; er sprach von den Wäldern von Zagarolo, von den Weiden, die im Frühling einen blauen Teppich darin ausbreiten, von den Sommernächten, wo die Sternschnuppen über den Himmel ziehen.

„Weißt du noch?“ fragte er, „es sah aus, als fielen sie uns auf den Kopf.“

Es war, als höre Liseli ihres Mannes Phantasieen nicht, so ruhig und gleichmütig fuhr sie fort, ihn zu pflegen, indem sie ihm die Lippen nezte, ihn zudeckte, ihm die Arzneien zurecht machte.

Donna Clelia hatte das Krankenzimmer lange nicht betreten, da sie beschäftigt war, Messen anzuordnen, die bei Tagesanbruch in den Hauptkirchen Roms gelesen werden sollten, und wußte deshalb nichts von der Anwesenheit der Contessa Anguillara. Als sie in Begleitung ihres ältesten Sohnes eintrat und ihre Nichte erblickte, fuhr sie zurück, denn in ihrem Innern gab sie Maria schuld an dem Unglück, das dem Hause der Balsorano drohte. Zwar hatte sie keinen Beweis, aber was fragte sie nach Beweisen! Sie mußte ein Opfer haben und sagte, zu Antonio gewendet, mit gedämpfter Stimme: „Sie soll gehen! Schicke sie fort, sie gehört nicht hieher!“

Liseli, die diese Worte hörte, stand auf, ging um das Bett, stellte sich vor Maria, als wolle sie sie nicht anrühren lassen, und sagte, ihre Schwiegermutter fest anblickend: „Du irrst, sie gehört hieher. Sie ist eine der Unfern: deine Nichte, seine Cousine, meine — Freundin!“

Contessa Anguillara schlug das Herz hoch auf vor Freude. Liseli wußte nichts, Liseli hatte nichts gemerkt! Dann schämte sie sich dieser Freude und vergrub den Kopf noch tiefer in die Polster des Bettes, auf dem ihre einzige Liebe im Sterben lag.

Die Unruhe des Kranken hatte sich gelegt; an die Stelle der dunkeln, fast bläulichen Röthe des Blutandrangs war Leichenblässe getreten, und der schlaffüchtige Zustand

begann. In der Nacht versuchten die Ärzte starke Ableitungsmittel, die ohne Erfolg blieben. Ein Wunder? Ja, vielleicht, aber die Wissenschaft glaubt nicht an Wunder. Donna Clelia lag in der Kapelle des Palazzo Balsorano auf den Knien und erflehte ein solches von den Seelen im Fegeseuer. Erschöpft von langem Wachen hatten Don Beppino und Antonio Balsorano sich zur Ruhe begeben. Liseli und die Nonnen fuhren fort, den Kranken zu pflegen. Mit dem Kleinmut der Hoffnungslosigkeit kämpften sie gegen den Tod. Maria Anguillara machte nicht den geringsten Versuch, ihnen zu helfen. In einen dunkeln Pelz gehüllt, saß sie in einem Sessel, über den ihre langen schwarzen Flechten bis auf den Teppich niederfielen, und verharrte in der demütigen Haltung eines Menschen, dem jede Betätigung untersagt ist.

So verging die Nacht in banger Erwartung. Gegen Morgen wurde der Atem des Kranken plötzlich leichter, ein wenig Farbe kehrte in seine Wangen zurück, und er öffnete die Augen. In diesem Augenblick waren Maria und Liseli allein an seinem Bett. Ein Ausdruck von Seelenangst ging über Roffredos Gesicht, und er bewegte die Lippen, als ob er sprechen wolle, aber kein Ton kam heraus. Er blickte erst starr seine Frau, dann so stehend Maria an, daß diese nähertrat und sich zu ihm niederbog, aber sie wagte weder zu sprechen, noch seine Hand zu ergreifen, ja nicht einmal seinen Blick zu erwidern. Nie sank eine endlosere Minute der Seelenqual ins Meer der Ewigkeit. Aber die Erlösung war nahe. Eine leise Bewegung auf der andern Seite des Bettes — Contessa Anguillara wandte den Kopf:

Koffredos Frau war nicht mehr da; am Ende des Zimmers mischte sich ihr blaues Morgenkleid unter die schwarzen Gewänder der Nonnen. Da merkte Maria Anguillara, daß ihre Freude eitel gewesen war, daß Liseli klar sah.

* * *

Bald darauf begann der Todeskampf. Die ganze Familie war um den Sterbenden versammelt, auch das Kind war da, auf dem Arme seiner Wärterin; Donna Clelia hatte es verlangt, denn eine Überlieferung, so alt wie das alte Geschlecht, besagte, daß jeder Balsorano, der Glück im Leben haben sollte, beim Tode seines Vaters zugegen gewesen sein müsse. Die Ärzte quälten den Kranken noch einige Zeit, indem sie ihn Sauerstoff einatmen ließen. Dann gaben sie es auf, in der Erkenntnis, daß nun alles umsonst war.

Um sieben Uhr Morgens starb Koffredo.

Donna Clelia verfiel in Weinkrämpfe und mußte hinausgeführt werden. Beppino und Antonio Balsorano gingen fort, um sich mit den notwendigen Förmlichkeiten zu beschäftigen, und wieder blieben Liseli und Maria Anguillara einen Augenblick allein im Sterbezimmer. Contessa Anguillara steckte ihre Haare auf und hüllte sich in ihren Mantel. Dann trat sie wankenden Schrittes zu dem Toten und küßte eine seiner Hände. Als sie sich umdrehte, sah sie sich Liseli Auge in Auge gegenüber; ein gramvoller Ausdruck machte das junge Gesicht der kleinen Galizierin alt, fast streng. Aber als die Witwe Koffredos Maria ins Gesicht blickte, das krampfhaft verzerrt war durch die Bemühung,

das Schluchzen zu unterdrücken, das ihr fast die Kehle zuschnürte, milderten sich ihre starren Züge, ihre Augen wurden feucht; sie vergaß die furchtbare Enttäuschung und empfand nichts als Mitleid und ein heißes Verlangen zu trösten.

„Weine doch,“ sagte sie.

Und als die andre sich überwältigt, mit einem erstickten Schrei vor ihr niederwarf, so daß ihre Stirn den Saum von Liselis Kleide berührte, deutete diese auf das Kind, das die Wärterin hinaustrug, und sagte: „Wir wollen seinen Sohn gemeinsam erziehen.“

So betätigte Liseli Laskewicz zum ersten Male ihre Ansichten über die Schwesternschaft der Frauen und über die Höhe, zu der sie sich erheben müssen, um ihren unglücklichen Mitschwestern eine Stütze zu sein.

Ende.

18407

le

m

ig

r

r

n

je

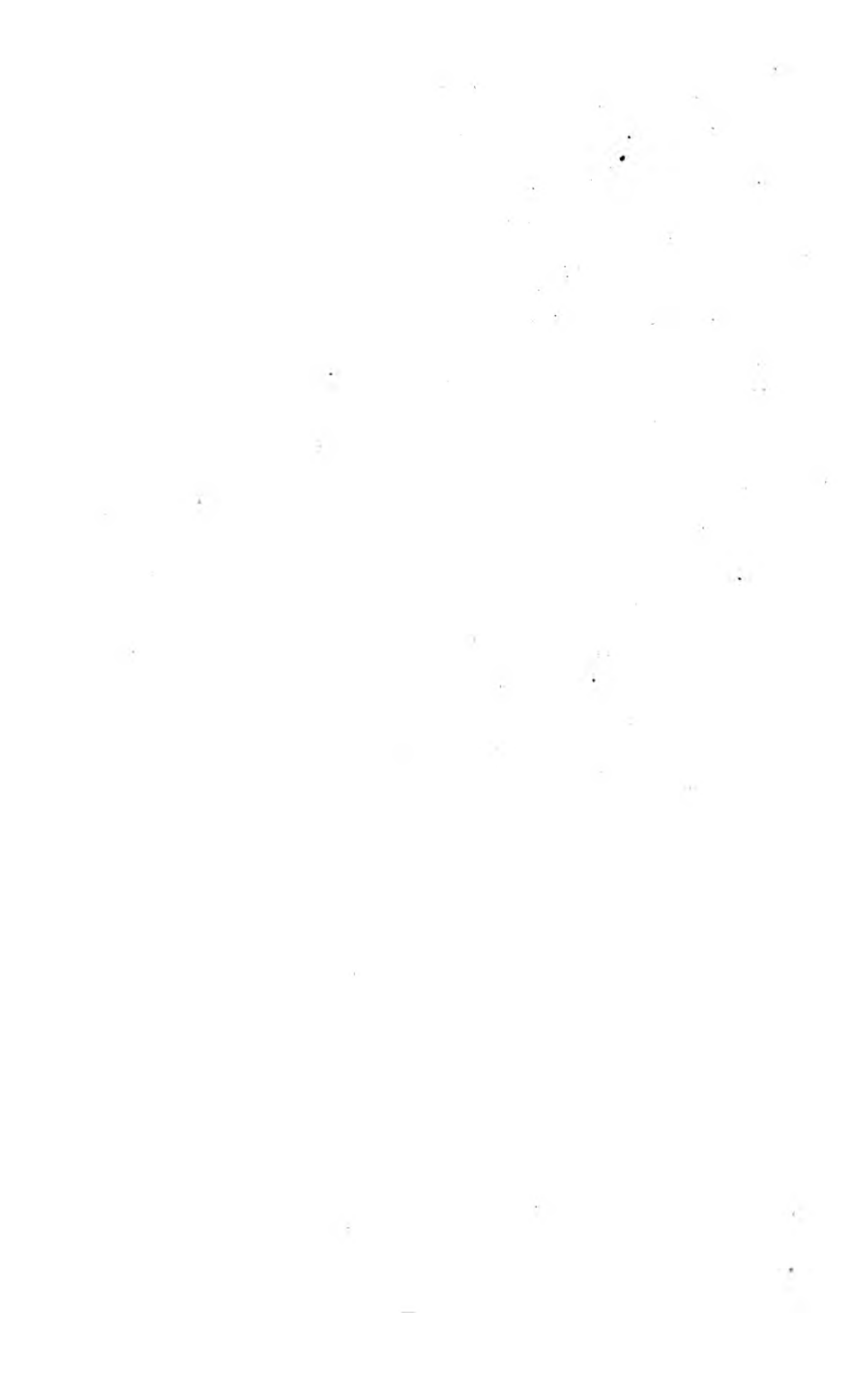
z

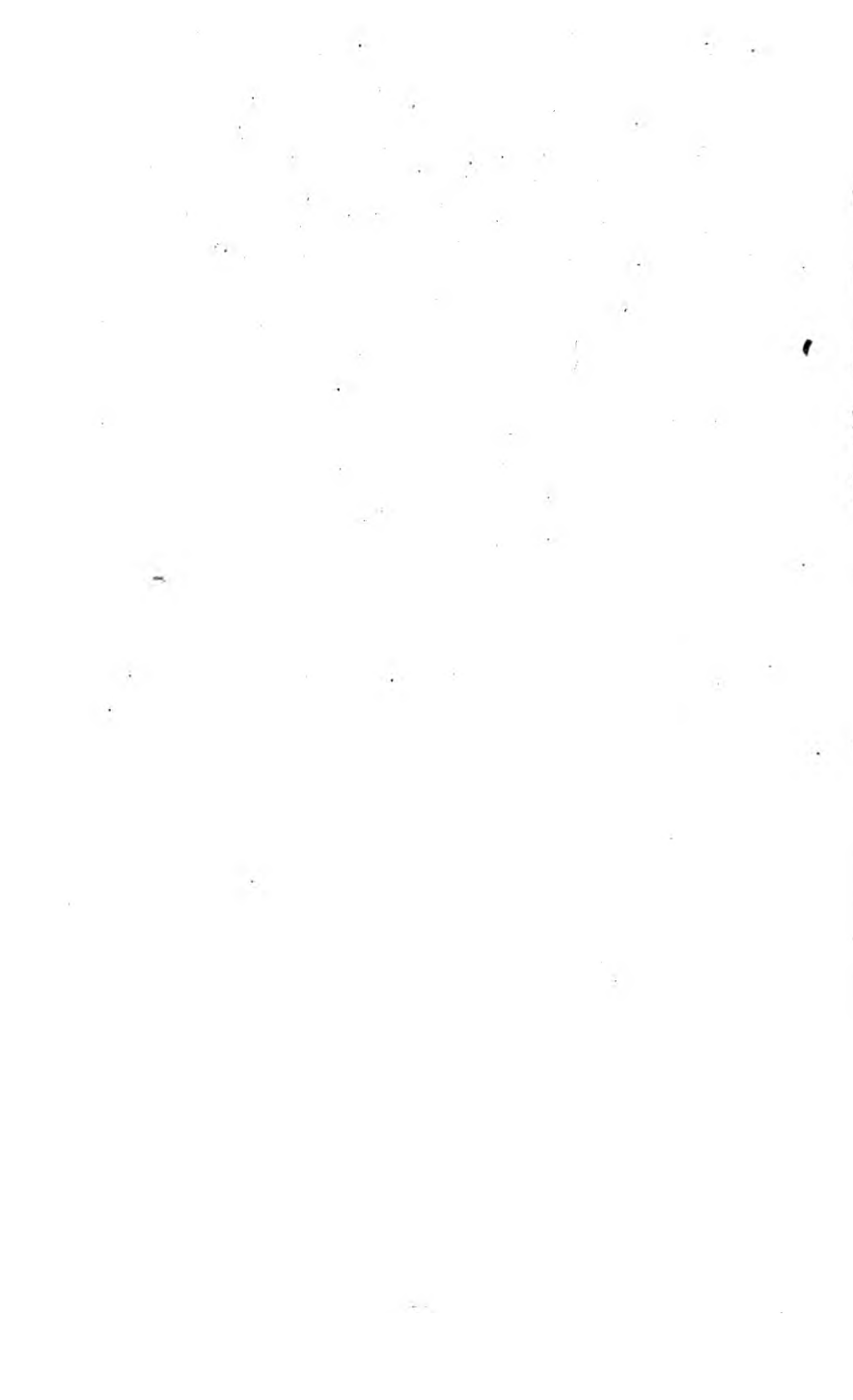
re

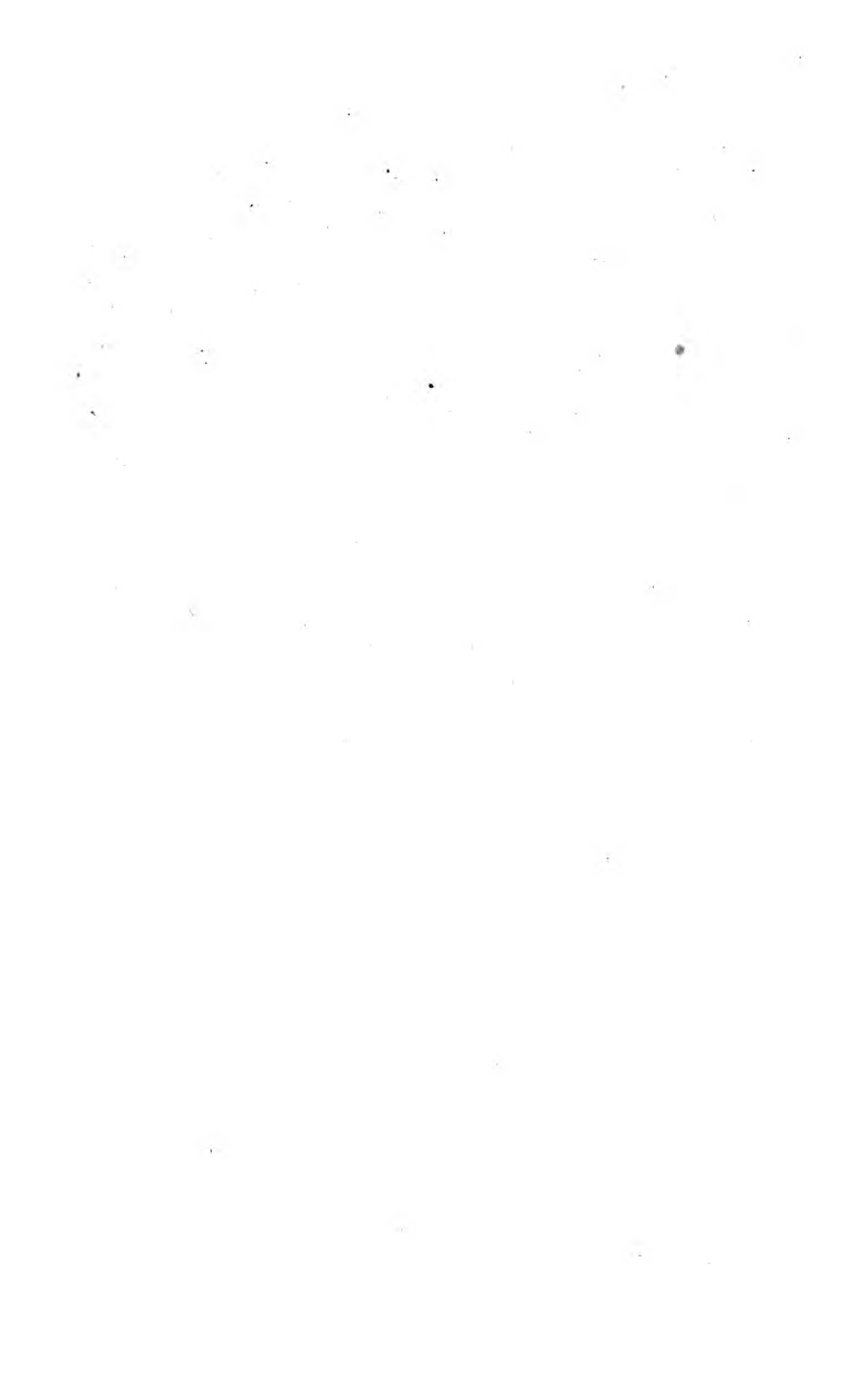
r

r

N







Princeton University Library



32101 068974672

